

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 15.

Erscheint alle 14 Tage in Hefen à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

1884.

Unsere Zeit.

Von Rudolf Lavant.

Wohl ist es eine Zeit von Eisen,
In der zu wirken uns bestimmt,
Die rauh den Dichtern und den Weisen
Die Sammlung und die Stille nimmt,
Die vorwärts drängt auf Sturmesflügeln
Die vorwärts drängt auf Sturmesflügeln
Mit schrillum Pfiff, mit grellem Schrei,
Wo sonst in Tälern und auf Hügeln
Gewebt der Mondnacht Bauberei.

Doch diese rauhe Zeit zu hassen —
Verstochte Blindheit nur vermags;
Es gilt nur eins — sie recht zu fassen,
Die Dämm' rung dieses neuen Tags,
Der aus dem Dwielsicht grauer Dome,
Wie es der Kinderzeit gebührt,
Die Menschheit rasch dem vollen Strome
Des goldnen Lichts entgegenführt.

Weckt aus der Asche die Heroen,
Die Roms und Hellas' Größe sahn —
Wie würden ihre Augen lohen,
Beträfen staunend sie die Bahn!
Wie würden sie bewundernd preisen
Die siegreich-frohe Geisterschlacht,
Die neue Zeit, die Zeit von Eisen
In aller ihrer Wundermacht!

Wenn zag und scheu die Alten standen
Vor dem Geheimnis tiefverhüllt,
Und sich hinweg am Ende wandten,
Von ahnungsvollem Graun erfüllt;
So haben wir uns durchgerungen
Auf schwacher, oft verlorn' er Spur,
Und sie in unsern Dienst gezwungen,
Die Riesenkräfte der Natur.

Prometheus, sei um deine kühne
Glorreiche Tat von uns gegrüßt,
Der du den Raub, den ohne Sühne
Wir jetzt begehen, schwer gebüßt!
Seit das Geschenk der heil'gen Flamme
Vom Tisch der Götter du gemacht,
Ward ungestraft dem Menschenflamme
So manche Gabe dargebracht.

Doch welche Zeit kann sich berühmen
So ungebrochen Siegeszugs?
Wer ahnt das Ziel des ungestümen,
Des adlergleichen Sonnenflugs?
Wo ist die letzte feste Schranke,
Wo weiß kein tiefes Sinnen Raß,
Wo schwindelt halllos der Gedanke,
Wo sinkt der Arm der kühnen Tat?

So Auerhörtes ward errungen
In einer kurzen Spanne Zeit,
So Argewalt'ges ward bezwungen —
Und vor uns liegt wie Ewigkeit!
Wer möchte nicht die Hände heben
Voll Jubelst, wie es nie geschah,
Und stehen um ein langes Leben
Am mehr der Siege noch zu seh'n?

Im großen Heer mit Karst und Feder,
Das kühn des Weltgeists Schlachten schlägt,
Soldaten wir, von denen jeder
Den Marschallsstab im Ranzen trägt!
So laßt als treue Zeitgenossen
Uns fest denn zu einander stehn
Und durch die Reihen fest geschlossen
Ein siegesfrohes Rufen geh'n!

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Gautschi.

14. Fortsetzung.

15. Kapitel.

In Solenbad hatte die Saison ihren Anfang genommen. Der Badeort war in der Mode und die Bedienstete zeigte täglich neue und darunter sehr illustre Gäste.

Auch in der Villa der Gräfin Dönhof, in dem benachbarten Obergau, herrschte einige Lebhaftigkeit. Gräfin Marie war mit den Kindern gekommen, und Cölestin weilte ebenfalls noch als Gast in ihrem Hause.

Seit ihrem Besuche bei der Hofer, über den sie an maßgebender Stelle Bericht erstattet und gleichfalls Klage geführt, fühlte sich Gräfin Dönhof auch ihrerseits berufen, mit allen Mitteln diesen verderblichen modernen Strömungen entgegen zu arbeiten, und sie wußte die passive Marie, die mit den Uebersetzungen einer Orthodoxen auch deren Schwerefülligkeit besaß, ebenfalls für ihre Bestrebungen zu gewinnen. Sie besuchten zusammen die katolischen Institute, die von den Nonnen geleiteten Mädchenschulen und wohnten hier und da einer Unterrichtsstunde bei. In einer monotonen sinnbetäubenden Manier hörten sie die Böglinge unisono die Sprüche und Gebete nachplappern, welche die Lehrerin ihnen vorsprach.

Es war ein klägliches Schauspiel, diese ihren Gebirgsdialekt sprechenden Kinder, hochdeutsch gedrechselte Sätze, die Selbstlaute und Endsilben in affektirter Deutlichkeit betonend, herunterleiern zu hören, und zu sehen, wie sie dabei alle, in gleich prononzierte Weise, automatenhaft die Lippen und Kiefern bewegten. Nicht ein Wort konnten sie von dem hochtrabenden Schwulst verstehen, mit dem sie hier Tag für Tag gequält wurden und ihre natürlichen Anlagen und Fähigkeiten erhielten dadurch gewiß keine Förderung. Aber die Gräfinnen zeigten sich nichts desto weniger befriedigt, und sie wünschten nur, daß die Anzahl der Kinder, die der Wohltat einer „Erziehung“ teilhaftig wurden, eine größere sein möge.

Um diesen Wunsch tatkräftig zu unterstützen, votirten sie für die Dauer der Sommermonate einen Betrag, für welchen den Kindern täglich eine Pflaumen- oder Grützensuppe verabreicht werden sollte. Das war gewiß das beste Mittel, um alle Säumigen heranzulocken, und selbst die protestantischen Mädchen. Der Futterknecht konnten diese armen Kinder nicht widerstehen, und sie würden alle kommen, ohne Unterschied.

Gräfin Marie, in ihrer frommen Ehrlichkeit und Beschränktheit, freute sich aufrichtig über dieses Auskutschmittel mit seinen erprießlichen Folgen. Die Nonnen mit der schwarzen groben Kleider und den weißen flügelartig gebundenen Tüchern waren nun die täglichen Besucherinnen der Villa, und frömmliche Uebungen kamen daselbst immer mehr in Schwung. Ein zweiter Jesuit, Pater Franziskus, der vor einigen Tagen nach Solenbad gekommen und durch Cölestin bei den Gräfinnen eingeführt worden, leitete dieselben.

In der Gesellschaft kurirten über Pater Franziskus, der ein strenges asketisches Aussehen hatte, die verschiedensten Vermutungen. Vor allem diskutirte man den Grund seines Hierseins. War er zur Kräftigung seiner Gesundheit gekommen, oder hatte er eine Mission zu erfüllen? War er vielleicht zur Ueberwachung Cölestins bestimmt, und hatte dieser zu Mißtrauen Anlaß gegeben? Man erschöpfte sich in diesen und ähnlichen Schlüssen. Jetzt war die Fürstin Villi in Solenbad eingetroffen, und gleichzeitig auch Helene und Elsa.

Am nächsten Morgen erwartete die Dönhof Pater Cölestin, der mit ihr zu frühstücken pflegte, vergebens.

Ein Billet, das ihr zugestellt wurde, meldete seine Abreise. Er habe Ordre erhalten, hieß es darin, und müsse gehorchen.

Die Dönhof war außer sich darüber.

Sie vermutete, daß sein Ordensbruder Nachteiliges über

ihn berichtet habe, und daß Cölestin von dem Ordensgeneral selbst zur Verantwortung gezogen werden könnte.

Auch die vornehmen Damen des Kurortes, die mit ihren Sympathien den schönen Jesuitenpater heimlich verfolgt hatten, zeigten sich aufgeregt über dies plötzliche Verschwinden.

Sie liebten ihn doch eigentlich alle, ihn, der keine lieben durfte. Sie fanden das so pikant und so traurig, und hätten ihm gerne, um ihn zu entschädigen, eine unbefchränkte Macht über ihr Gewissen eingeräumt.

Nach acht Tagen erhielt die Dönhof einen Brief aus Nizza, der sie indes wieder beruhigte. Cölestin teilte ihr darin mit einiger Ausführlichkeit mit, daß er hieher an das Krankbett seines Bruders berufen worden sei, der an der Riviera von den Segnungen des Klimas und der Kunst der Aerzte die letzte Hilfe erwarte, — wie es scheine, leider vergebens.

„So stehe ich denn,“ so schrieb er, „schmerzerfüllt an dem Lager des einzigen Bruders, der, seit ich ihn wieder gesehen, meinem Herzen so wunderbar nahe getreten ist. Ich wußte bisher nicht, was das heißt, einen Menschen zu lieben und um ihn zu zittern, in Mitleid und Angst ihn an die klopfende Brust zu ziehen, sich selbst hingeben zu mögen, um ihn zu retten, jetzt lerne ich diese süße Bitternis kennen.“

Die Dönhof schüttelte den Kopf; das klang nicht geistlich. Der Ausdruck seiner brüderlichen Liebe und Barmherzigkeit hatte etwas weltliches und etwas leidenschaftliches an sich. Und er hatte auch nicht einmal seinen Ordensnamen darunter gesetzt.

Er hatte Ernesto Giuliano unterzeichnet. Es war sein Familienname, und Papier und Siegel zeigten das gräfliche Wappen.

Die Gräfin wußte, daß sein Bruder der Erbe eines großen Namens und eines fürstlichen Vermögens war, aber das konnte nimmer auf ihn übergehen, der Professe von drei Gelübden war, der dem Orden Gehorsam, Keuschheit und Armut zugelobt. Oder gedachte er aus dem Orden zu treten? Wollte er wieder weltlich werden? Es war nicht denkbar, es konnte nicht sein, und sie verwarf diesen Gedanken mit Entrüstung.

Zwei Tage behielt sie in eifersüchtiger Ausschließlichkeit den Brief für sich allein. Dann erst teilte sie ihn Marie und auch Helene mit. Sie hatte mit Vergnügen bemerkt, daß zwischen Helene und Elsa eine Erkältung eingetreten war, und daß ihr Zusammensein nur mehr von kurzer Dauer sein würde.

Zum erstenmal tauchte in ihr eine Ahnung auf von der Gefährlichkeit dieser Unbetehten, und auch sie wünschte sie aus ihrem Kreis entfernt, sobald wie möglich.

Mit Helenes Auftreten war in das bisher kühle und monotone BADELEBEN eine erhöhte Temperatur gekommen. Man umdrängte sie und schmeichelte ihr und hätte sie gern zum Mittelpunkt der Geselligkeit gemacht.

Sie zeigte indes keineswegs jene Heiterkeit und ungetrübte Laune, die man an ihr gewohnt war. Seit Wochen war eine Unruhe und eine Reizbarkeit über sie gekommen, die sie vorher nicht gekannt hatte. Ihre Oberflächlichkeit und noch mehr ihre Bequemlichkeit hatten sie bisher davor bewahrt, irgend etwas zu haßen oder zu lieben.

Ihr einziges Bestreben war gewesen, sich zu unterhalten, und diesem Bestreben hatte sich nichts entgegen gesetzt.

Jetzt stiegen mit einemmale Wünsche in ihr auf, deren Erfüllung sie begehrte und vor der ihr gleichzeitig bangte.

Sie war entschlossen, sich wieder zu vermählen, und zwar demnächst.

Sie hatte die Auswahl unter den ersten und reichsten Kavaliern, aber ihre Wünsche gingen nach einer andern Seite.

Aber war es nicht eine Tollheit, ihnen einen Menschen vorzuziehen, der nicht einmal Baron war?

Freilich, er war der Sohn Reinhals, und man konnte ihn pouffiren — man konnte, man konnte! — So ward sie in der letzten Zeit immer zu Kombinationen gedrängt, die ins Ungewisse gingen, die sie an etwas Unfertiges knüpfen sollten, an etwas, das erst zu schaffen war.

Ah, wie sie das ermüdete, wie sie das langweilte, und wie es ihre Nerven angriff!

Auch Elsas Nähe schien sie jetzt zu irritiren. Sie hatte sie Reinhals zugesprochen gehabt und Elsa hatte für den Baron ein anschniegenderes Interesse gezeigt, warum war sie nun plötzlich andern Sinnes geworden? warum? Ihr weiblicher Instinkt gab ihr die richtige Antwort, aber diese war nicht geeignet, ihren Groll und ihre Gereiztheit zu mindern.

Aber Elsa sollte Arnold nicht haben, auch dann nicht, wenn sie selbst ihn aufgab. Aber wollte sie das? Ach, sie wußte selbst nicht, was sie wollte.

Sie hatte heute Empfangsabend.

Sie saß vor ihrem Spiegel und ihre Kammerjungfer hatte noch mehr als sonst unter ihren Kapricen und Launen zu leiden.

Im Salon erschien sie indes strahlend wie immer, und vielleicht in einem noch bestrickenderen Reiz.

So versicherte wenigstens ihr Cousin Hugo, der kaum mehr von ihrer Seite wich.

Er war es, den ihre schlimme Laune am häufigsten und nachdrücklichsten traf, aber er ertrug sie auch am geduldigsten, ja, er schien sich mit einer wahren Bounne von ihr malträtiren zu lassen. Er ward deshalb allgemein als ein Aspirant auf ihre Hand betrachtet, und — auf ihr Vermögen — wie seine Kame-raden sich lächelnd zuraunten. Diese wußten es nur zu genau, wie dringend Hugo eines rettenden Engels bedurfte, der seine Schulden bezahlen würde, von denen sein Papa, ihrer Größe wegen, nichts wissen wollte.

Helensens erster Empfangsabend war sehr besucht.

Auch Arnold war gekommen, und sie konnte nun mit inniger Befriedigung bemerken, wie alle Welt ihm ein zuvorkommendes Interesse entgegenbrachte.

Die wachsende Bedeutung Reinhals kam ihm augenscheinlich zugute.

Der Baron wurde von vielen schon als künftiger Minister betrachtet, und es war selbstverständlich, daß auch dieser junge Mann bald einen bedeutenden Posten inne haben werde.

Helene glaubte indes, diese liebenswürdige Aufnahme nur auf Rechnung seiner persönlichen Anmut setzen zu dürfen, oder vielleicht auf ein geringes Maß von Vorurteil in der Gesellschaft. Sie freute sich, zu sehen, daß sie in ihren aristokratischen Verdienlichkeiten von andern nicht überholt wurde, sie verloren dadurch an Bedeutung in ihren eigenen Augen.

Dies alles erhöhte ihre Lebhaftigkeit und ihre Heiterkeit, und sie war an diesem Abend wieder so kokett und reizend, wie nur je.

Nachdem die Salons sich geleert, die Schwiegermama Aglaya von Falkenau wieder auf ihr Zimmer gebracht worden war, und man nun en petit comité beieinander saß, brachte Hugo das interessante Thema von den zunächst zu arrangirenden Vergnügungen aufs Tapet.

Das beständige Regenwetter hatte bisher alle Vergnügungsprojekte, allen Sport vereitelt, und nun klagte man, daß auch morgen noch an kein Rennen zu denken sei, da der Boden vollständig durchweicht sei.

„Dann reiten wir auf die Felsen hinauf,“ rief Helene übermüht, und setzte hinzu, daß sie sich schon längst vorgenommen habe, eine Bergpartie zu machen, nicht nur auf den Berg hinauf, sondern auch in den Berg hinein. Sie wollte das Salzbergwerk kennen lernen. Hugo fand diese Idee kostbar und versicherte, dies müsse morgen ausgeführt werden, selbst wenn es regne. Er erinnerte daran, daß Elsa heute schon denselben Wunsch ausgesprochen habe, nach Amsee zu fahren, um eine ihrer früheren Freundinnen zu besuchen, sie könnten nun mit einander die Tour zu Pferde machen.

Helene wandte sich mit einer ungnädigen Miene von ihm ab und Arnold zu.

„Es ist selbstverständlich, daß Sie mitkommen, Sie wissen gewiß am besten von allen Bescheid.“

Er verbeugte sich.

„So werden wir denn zusammen in die Unterwelt hinabsteigen,“ lächelte sie „und Sie werden mich an der Hand halten, wenn es mir allzu möglich würde und mich die Angst überfiel vor Gnommen und Berggeistern.“

Man trennte sich in der besten Laune und rief sich zu: „Auf morgen also!“

16. Kapitel.

Ein herrlicher Junimorgen war angebrochen. Ein fast wolkenloser Himmel spiegelte seine sanfte Bläue in dem See wider, auf dem einzelne Boote ruhig schwammen; sie waren gefüllt mit Menschen, die vom Landungsplatze zunächst der Kirche von Amsee zustrebten.

Im Orte selbst herrschte eine für einen Tag, wo im Salzberg gearbeitet wurde, ganz ungewohnte und höchst auffallende Regsamkeit.

Ein Bittgang war für den heutigen Morgen anberaumt und die Prozession der Bittgehenden sollte, nachdem der Pfarrer die Messe gelesen, vom Gotteshause aus ihren Weg nach einer drei Stunden weit entfernten Waldkapelle nehmen, in der ein wunderthätiges Marienbild sich befand. Es gab so viel der Drangsal, so viel des Elends, nur ein Wunder konnte da helfen, und so wollten es denn die guten Leute wieder einmal versuchen, in corpore die Fürbitterin anzurufen, in deren säuf-tigenden und wohlthätigen Einfluß auf die Entschliessungen des Gewaltigen sie das innigste Vertrauen setzten. Ach, der liebe Gott suchte sie auch mit immer neuen Leiden heim!

Der dauernde Regen der letzten Monate hatte bereits großen Schaden angerichtet, und jetzt, mit dem Schmelzen des Schnees im Gebirge, war noch Schlimmeres zu befürchten.

Aber auch der Plattenberg wollte seit dem letzten Deckeneinsturz nicht wieder zur Ruhe kommen.

Die Wand begann schon wieder zu „schreien“, wie die Steinbrecher sagten, das heißt, im Innern der Felsmassen gab es ein ewiges Grollen, ein Knistern und Rieseln. Das Forstamt, dem der Schieferbruch gehörte, hatte darüber an das Bergamt berichtet, und dieses hatte demnächst eine Kommission in Aussicht gestellt, die alles durch Augenschein untersuchen und hierauf ein Referat abfassen sollte.

Die armen Leute fürchteten indes nichts so sehr, als die Einstellung der Arbeit.

Und so wollten sie's denn heute nebst der Bitte um Aufhören des Regens der heiligen Mutter ans Herz legen, daß sie dahin wirke, daß die Arbeiter im Schieferbruch nicht um ihr letztes Stück Brod gebracht würden.

Vor vier Wochen schon, gleich nachdem das Unglück im Schieferbruch sich ereignet, war der Aufruf zu diesem Bittgang ergangen, aber der Herr Pfarrer selbst hatte ihn bisher hinausgeschoben.

Erst vorgestern, am Sonntag, war der Tag des Ausganges der Prozession an der Kirchthüre angeschlagen gewesen, nachdem der Pfarrer mit lächelnder Befriedigung das Steigen des Promet es beobachtet und die meteorologischen Berichte gelesen hatte, die allerdings nicht an der Kirchthüre angeschlagen waren.

Der helle Morgen hatte die Anzahl der Bittgeher bedeutend anwachsen lassen; der Himmel schien ihnen im vorhinein seine Gunst zuzuwenden, und wer da konnte, wünschte davon zu profitiren. So hatten denn auch mehrere der Kleinbauern aus den benachbarten Dörfern sich hier zusammengesunden.

Die Messe war vorüber.

Alles drängte aus der Kirche und stellte sich am Friedhofe und auf der Terrasse auf.

Während der Herr Pfarrer sein Frühstück einnahm, traten Männer und Weiber zu einem Diskurs zusammen.

Unter den Schuljungen, die sämmtlich aufgebeten waren, war es bereits zu Streitigkeiten gekommen, und sie rannten hinter die Totenkammer, um ungestört auf einander loszuschlagen zu können.

Die kleinen Mädels aber umstanden zwei ihrer Genossinnen, die Töchter eines Steigers, die in weißen Kleidern erschienen waren, mit Blumenkränzen aus Organtin und Draht in den blonden Haaren, die in tausend Löckchen gebrannt, ihnen weit vom Kopfe abstanden.

Die weißen Mädchen sahen ungemein stolz aus, sie rührten sich nicht von der Stelle und nahmen die bewundernden Blicke der andern gleich einem Tribut entgegen, nur ihren besten Freundinnen ein wenig zulächelnd, was diese ermutigte, sie bei der Hand zu nehmen, um dann ebenfalls mit gehobnerem Bewußtsein um sich zu blicken.

Die Matronen schauten in gutmütiger Behaglichkeit auf die Kinder, und die eine oder die andere trat dann wohl an ihr Enkelkind oder Großnichten heran, um dieser das rote wollene Kopftuch fester zu binden, oder jener eine Schürze, die sich seitwärts gehoben, wieder an die rechte Stelle zu rücken.

„Die unsere hat neulich ein neues Fürtuch kriegt“, erzählte das eine Mütterchen mit einem kleinen Lächeln der Eitelkeit, „und sie hats heut umbinden dürfen, ist das a Freud' g'wesen! Und schaut's nur auf den Steiger seine Kinder, unser Herrgott muß selbst sein' Freud' dran haben.“

„Na, und das schöne Wetter dazu,“ erwiderte eine Zweite, fromm die Hände faltend, „die Heiligen haben halt doch ein gnädiges Einsehen.“

„Ich halt so viel auf die Bittgäng“, mischte sich eine Dritte ein; „man bringt sich doch immer ein wengel ein Trost mit und ein wengel a Hoffnung, und man kann sich halt wieder ein zeitlang auf unsern Herrgott verlassen.“

„Ja ja, so ein Tag ist nicht wie ein anderer; wenn man aufsteht, ist man schon ein ganz anderer Mensch und man denkt nicht an seine täglichen Sorgen, und das tut so gar wohl.“

„Und 's gibt doch auch was zu sehen“, versetzte ein junges Weib, das ihr erstes Kind noch zu erwarten hatte, „und unser-einer kommt so gleich nirgends mehr hin. Jesus, heut wird's ja besonders schön, da kommt schon der Vorbeter, und schaut's nur! jede Gmeind' hat ihren eigenen Herrgott, und ihre eigene Fahne!“

Unter den Männern war die Unterhaltung nicht minder lebhaft gewesen.

Der Bauer Gschwandtner aus Niederndorf, mit kleinen schlauen Augen und einem großen, lachenden Mund, einen langen Tuchrock tragend, an dem noch silberne Knöpfe glänzten, war einer der wenigen, die noch etwas besaßen. Er rühmte sich, vor kurzem wieder ein „sakrisch gutes G'schäft“ g'macht zu haben, da er das Stück Wald, das ihm noch übrig geblieben war, um „ein höllisch g'falschen Preis“ weg'bracht hatt'.

„Freilich, 's waren schöne Eichbäum' d'runter,“ schmunzelte er, „jezt san's schon z'sammg'haun, alles is schon g'fällt.“

„Aber 's heißt ja, es soll nichts mehr g'fällt werden bei uns, weil so schon alles abg'holzt is“, entgegnete der alte Michel, der, seit wir ihn zum letztenmal gesehen, zu den Jubilanten gehörte, weil ihm der Salzberg so mächtig aufg'wachsen war, daß er ihn nimmer zwingen konnte, „und 's ist ja a Straf' von fünfzig Kreuzern ausg'schrieben worden für jeden g'fallten Baum.“

Der Gschwandtner lachte, und mit seinen Augen zwinkernd: „No, so zahlt man halt die fünfzig Kreuzer, das macht weiter was aus, wenn man dafür fünfzig Gulden herein kriegen kann.“

„Wenn nur das ewige Regenwetter ein End' nehmet,“ klagte ein Männchen mit einem zusammengeschrumpften, vergrämten Gesichte, „mein Grund liegt am Wasser, und alle Jahr nimmt's mir was mit, das letzte Hochwasser hat mich ruiniert, wenn mir unser Herrgott nicht hilft, bin ich ein g'schlagener Mann.“

„Ja ja, der Regen,“ bestätigte der Michel, „mir hat's meine

Hütten ganz unter Wasser g'setzt, und das bißel Holz, das ich hab aufg'speichert g'habt, ist wegg'schwemmt.“

„Ja ja, der Regen“, seufzten alle.

„Ich weiß nüt, seit die letzten zehn Jahr ist das so ein Teizels-Wetter!“ rief der Gschwandtner, in Gewichtigkeit die Füße noch mehr auseinander spreizend, „und ich sag euch's, paßt's auf, es wird auch in dem Sommer noch nicht besser werden, und was uns nicht versault, schlägt uns der Hagel z'samm; darum —“ er öffnete seinen großen Mund zu einem pflüßigen Grinsen, „wenn wir von der Kapellen zurück kommen, geh ich gleich nach Solenbad übr' und laß mir meine Felder wieder assureiren.“

Der Vergränte mit den eingefallenen Wangen schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, es lauft jezt alles zu den Juden und laßt sich verassureiren, aber glaubt's ös denn wirklich, daß euch unser lieber Herrgott dann nimmer beikommen könnt?“

Der Gschwandtner ließ den Mund hängen und verlegen kraute er sich hinter den Ohren.

„Des mein ich nüt, Gott behüt', aber man hat halt doch a Sicherheit.“

„Da gibts keine Sicherheit, Gschwandtner,“ entgegnete der Alte mit einem fast unheimlichen Gebrächze, „und wenn unser Herrgott dich strafen will, so hat er Mittel genug, und wenn du dir deine Felder zehnmal gegen den Hagel versichern laßt, so kann er den Berg rutschet werden lassen und der deckt dir dann alles zu, und dich selber mit.“

Alle bekreuzigten sich.

„Red' nicht so was,“ verwies der Gschwandtner, „ich geh ja drum auch zum Bittgang, aber ich denk mir halt, doppelt bunden reißt nicht.“

Der Holzhauer Franzel, sein Beil über die Schulter geworfen, kam mit raschen Schritten daher. Als er die Leute gewahr wurde und die Fahnen und Kreuze, blieb er stehen. Er zog seinen Hut und machte ein Kreuz, dann winkte er den Männern zu und wollte an ihnen vorüber. Aber diese riefen ihn an und luden ihn ein mit ihnen zu kommen.

„Unser Herrgott bringt dir's schon wieder ein, wenn du ihm zu lieb etwas versäumst,“ meinte der alte Michel.

„Glaub's schon, aber ich hab keine Zeit,“ entgegnete der Franzel. „Ich komm vom Plattenberg, ich sag euch, es schaut grauslich da oben aus.“

„Geh, was ist's denn, erzähl doch,“ alle drängten sich näher an ihn, mit ängstlich fragenden Mienen.

„Ha, im Sattel, grad oberm Bruch, gibts ein Stück Wald, das schon im vorigen Herbst anzeichnet worden ist, das sollt g'haut werden. Ich steig hinauf, aber eh ich noch an die Stell' komm, fällt mir's auf, daß der Boden so viel Riß zeigt.“

„Weißt, Franzel,“ unterbrach ihn der alte Michel, den, nach einer Seite geneigten Kopf in gemüthlicher Weise schüttelnd, „drüber brauchst dich gewiß nicht zu ängsten, da oben hat der Berg die Riß schon seit zehn Jahren, 's ist auch schon unter-sucht worden, aber da laßt sich halt nichts machen.“

„Weißt schon,“ entgegnete der Franzel ungeduldig, und setzte dann kräftiger hinzu: „Na, ich bin dafür bekannt, daß ich kein Hasenfuß bin, und wenn ich einmal eine G'fahr seh', dann wird's damit schon seine Wichtigkeit haben. Ich und die Wild-hüter, wir haben's gar oft schon verspürt, wenn's unten mit Dynamit sprengen, was das für a G'walt hat, wie da oben der Boden schüttert, aber so wie heut hab ich's noch nie verspürt; und wie ich näher zuschau, seh ich, daß manche Tannen ganz kreuz und quer stehen, wie von unten in der Wurzel g'hoben. Und wieder kommt ein Sprengschuß, und da war mir g'rad, als wenn ich den Boden unter meinen Füßen verloren hatt', und ich seh wie die Bäum' zittern und mir wird's schwarz vor den Augen. Wie wieder alles ruhig worden is, spring ich auf, nimm meine Hacken und da bin ich. Da oben aber wird nix mehr g'haut, das ist g'wiß, und unten sollt nix mehr g'sprengt werden.“

Zu dem Augenblick trat der Pfarrer im Ornat aus dem Hause, und der Vorbeter suchte nun, gleich einem General, den Zug zu organisiren.



Der Stadtherr auf dem Lande. (Seite 362.)

Die Männer aber, von dem Bericht des Franzel aufgeregt, hörten nicht auf die heiser kreischende Stimme des Vorbeters.

„Was willst denn tun, Franzel?“

„Wohin gehst denn?“

„Du willst die Anzeig machen?“

„Aber denkst auch dran, wie viel Menschen du damit um's Brot bringen kannst?“

„Laß es gehen.“

„Begeh' keine Voreiligkeit. Mein Gott, die Berg' steh'n schon so viel tausend Jahr auf dem Fleck, seit die Welt erschaffen ist, und sie werden steh'n bis zum jüngsten Tag.“

So erscholl es im wirren Durcheinander, und alle Augen richteten sich dabei unwillkürlich gegen die steilen Wände des

Plattenberges, der, nach der einen Seite zu, einen starken Ueberhang zeigte.

„Da oben, das Stüdel das so überhängt, das stürzt g'wiß amal herunter,“ urtheilte der Gschwandner, der, nicht aus demselben Ort, die Sache kritischer betrachtete.

„Aber wann, das ist die Frag,“ erwiderten die anderen geradezu erboht und gereizt. Der alte Michel aber mit den guten frommen Augen faltete die Hände: „Wir stehen in Gottes Hand, und ohne sein Wille wird uns so ein schweres Unglück nicht treffen.“

Aber nun sprang der Vorbeter in die Gruppe, die Leute energisch mit Schreien, Schieben und Stoßen in die Ordnung zwingend.

(Fortf. folgt.)

Nach Australien.*)

Heute steht Australien durch eine nicht geringe Anzahl von Dampferlinien von Westen her in Verbindung mit der alten Welt. Drei von ihnen befördern in regelmäßigen Fahrten die Post zwischen Europa und den australischen Kolonien. Unter ihnen darf der Reisende wählen. Die älteste und bedeutendste ist die große Peninsular and Oriental Steam Navigation Company, welche mit 55 großen Dampfern von bis 5000 Tonnen Tragfähigkeit von Southampton bis Yokohama und Sydney fährt. Wer den mehrfachen Wechsel der Schiffe scheut, mag in ununterbrochener Fahrt denselben Dampfer von Southampton über Gibraltar und Malta durch den Suezkanal nach Point de Galle auf Ceylon benutzen, wo ein Dampfer derselben großen Gesellschaft wartet, um die Reise nach Australien fortzusetzen. Wer es aber vorzieht, die Seefahrt abzukürzen, und einen Blick auf Aegypten zu werfen wünscht, hat nach seinem jeweiligen Aufenthalt die Wahl über Paris und den Mont Genis oder den Rhein hinauf über Gotthard oder Brenner, über Wien und den Semmering nach Venedig oder Brindisi, wohin jene englische Gesellschaft, kurzweg die P. and O. Company genannt, ihre Dampfer gleichfalls entsendet, um den Reisenden nach Alexandrien zu führen. Von dort kann er nach Besteigung der Pyramiden und Besichtigung anderer Wunder des Pharaonenlandes über Kairo, am Süßwasserkanal und den Großen Kanal entlang schnell genug durch die Eisenbahn Suez erreichen, um den inzwischen von Southampton angelangten Dampfer zu besteigen und in 14 Tagen die oben besprochene Fahrt über Aden nach Point de Galle zu machen. Den australischen Kontinent berührt er zuerst an seiner südwestlichen Ecke. Dort ist Albany am King George's Sund Kohlenstation, das nach 15 Tagen erreicht wird; 5 Tage später ankert man auf der Rhede von Glenelg unweit Adelaide, um die Postfelleisen auszuladen. Hier wie auf westaustralischem Gebiet bietet sich Gelegenheit zu kurzer Umschau auf dem Lande. Nach drei Tagen wird Melbourne erreicht und abermals drei Tage bringen uns nach Sydney, wenn wir nicht vorziehen, nun die Eisenbahn zu benutzen und so in der halben Zeit die Ufer von Port Jackson zu erreichen. Briefe und Zeitungen haben schon lange diesen Weg eingeschlagen. Durchschnittlich gebraucht ein Brief, um von London nach Melbourne zu gelangen, auf der Route Southampton-Melbourne 48 Tage und 15 1/2 Stunden, via Brindisi nur 40 Tage und 15 1/2 Stunden, also 8 Tage weniger. Auf dem Rückwege ist die Durchschnittszeit nach Southampton 51 Tage 9 1/4 Stunde, nach Brindisi 43 Tage 5 1/2 Stunden. Doch haben die Postdampfer ihren Bestimmungsort auch schon zehn Tage früher als die angegebene Zeit erreicht und sind in Melbourne von London nach 38, von Melbourne in London nach 41 Tagen angekommen. Die Dampfer der Orientlinie, welche von Plymouth über St. Vincent und das Kap der Guten Hoffnung zuerst

Adelaide, dann Melbourne und Sydney anlaufen, brauchen durchschnittlich nicht viel mehr als 47 Tage bis Adelaide, haben aber diese Entfernung auch schon in 41 Tagen zurückgelegt. Nach Sydney brauchen sie 49 Tage. Für diejenigen Reisenden also, welche die Dampfer der P. and O. Compagnie von Southampton aus benutzen, ist die Fahrt nach Australien keineswegs kürzer als mit der Orientlinie, welche letztere für Waaren entschieden vorzuziehen ist, da dieselben so, ohne während der Fahrt verladen zu werden, direkt an ihren Bestimmungsort gelangen. Die Entfernung beträgt in Seemeilen von Plymouth über St. Vincent, Kapstadt, Adelaide und Melbourne nach Sydney 12 820 Seemeilen, von Southampton über Gibraltar, Malta, Port Said, Suez, Point de Galle, King George's Sund, Adelaide, Melbourne nach Sydney 11 979 Seemeilen, die Differenz ist also rund 900 Seemeilen. Eine Seemeile mißt 1,85 Kilometer.

Eine dritte Dampferlinie zwischen England und Australien ist die zwischen London und Brisbane laufende der British India Steam Navigation Company. Die Dampfer dieser Gesellschaft berühren Port Said und Suez, Aden, Batavia oder Singapore, die Thursday-Insel in der Torresstraße und die queensländischen Häfen Cooktown, Townsville, Bowen und Rockhampton. Die durchschnittlich gebrauchte Zeit, um die Post von London nach Brisbane zu befördern, beträgt via Plymouth 54 Tage, via Brindisi 47 Tage, umgekehrt werden 55 Tage, resp. 47 Tage 3 Stunden gebraucht. Die Entfernung von London über Suez und Singapore nach Brisbane beträgt 11 531 Seemeilen, ist also geringer als die der beiden vorhergenannten Linien.

Endlich bleibt uns noch ein vierter und sehr oft gewählter Weg, der nämlich über die Vereinigten Staaten. Die Fahrt nach New-York wird von Bremerhaven in 13, von Hamburg in 14 Tagen zurückgelegt. Die Reise mit der Pacific-Eisenbahn nach San Francisco dauert 6 1/2 Tag, doch sind die Passagiere nicht gebunden, diese Strecke in ununterbrochener Folge zurückzulegen, vielmehr hat ihr Billet, für das sie 22 Dollars gezahlt haben, drei Monate Gültigkeit, und Ausflüge können an jedem Punkt der Linie gemacht werden. Man mag die Wunder des Niagara anstaunen, das Treiben von Chicago und Omaha studiren und von Ogden mit seinen prächtigen Berglandschaften die Mormonenstadt am Salzsee besuchen. In der Goldstadt San Francisco warten die Dampfer der Pacific Mail Company. Honolulu wird in acht Tagen erreicht, Ausland nach weiteren vierzehn Tagen und nach nochmals fünf Tagen laufen wir in den Hafen von Sydney ein. Die letzte Fahrt hat 27 Tage gedauert und hat uns über 7218 Seemeilen geführt. Von London aus gebraucht ein Brief 46 Tage 5 1/2 Stunden, um auf diesem Wege nach Sydney zu gelangen, zurück sind 44 Tage 12 1/2 Stunden erforderlich.

Mit Ausschluß der Orientlinie erhalten alle diese Linien Subventionen. Da eine solche für die Beforgung bis Point de Galle von der englischen Regierung an die P. and O. Company

*) Aus „Der Weltteil Australien“, von Dr. R. Emil Jung. Bd. 1 u. 2. Verlag von Freytag & Zempky, Leipzig und Prag.

gezahlt wird, so haben die australischen Kolonien nur die weitere Fortsetzung durch eine Zweiglinie an ihre Küsten zu unterstützen. Für die Linie Point de Galle, King Georges Sund, Adelaide; Melbourne, Sydney zahlen England und die betreffenden Kolonien zusammen 85 000 Pf. St. oder 1 700 000 Mark. Ueber die Teilung des Postes für Postfächer sind bestimmte Abmachungen zwischen England und den vier Kolonien getroffen, wonach jeder Kontrahent einen bestimmten Teil erhält.

Queensland hat einen Kontrakt für sich allein geschlossen und zwar für 55 000 Pf. St. oder 1 100 000 Mark unter der Bedingung (worauf früher hierher laufende Dampfergesellschaften nicht eingehen wollten), daß seine Hauptstadt Brisbane der Endpunkt der Linie sei. An dem dritten Kontrakt mit der Pacific Mail Company partizipieren Neusüdwales und Neuseeland zu gleichen Teilen, indem sie zusammen 89 950 Pf. St. oder 1 799 000 Mark an die eben genannte Gesellschaft zahlen.

Zu diesen und andern, durch englisches Geld und im englischen Interesse unterhaltenen Dampferlinien haben sich in neuester Zeit, veranlaßt durch die wachsende kommerzielle Bedeutung des australischen Kontinents für die Industriestaaten Europas, mehrere Dampferlinien gesellt, welche teils durch die Subsidien der betreffenden Staaten unterstützt werden,

teils bei dem lebhaften Frachtverkehr auch ohnedies ihre Rechnung finden.

Die deutsche Linie von R. Sloman in Hamburg gehört zu der zweiten Kategorie. Ihre Expeditionen zuerst über Kapstadt nach Adelaide, Melbourne und Sydney dirigierend, hat sie bald den Weg durch den Suezkanal gewählt, durch welchen sie jetzt regelmäßig in monatlichen Zwischenräumen ihre Dampfer entsendet. Zur ersten gehört die der wohlbekanntesten Messageries maritimes, deren Schiffe schon längst bis Mauritius gingen, und welche nun ihre Kurse bis zu den großen Handelsplätzen Australiens: King's Georges Sund, Adelaide, Melbourne, Sydney und von da nach Neukaledonien fortsetzt. Die Entfernung von Marseille bis Numea beträgt 13 963 Meilen. Für diesen Dienst erhält die Gesellschaft 15 Jahre lang 2 638 000 Mark jährlich. Um eine Verbindung mit seinem Besitz am indischen Ozean zu haben, hat Südaustralien einen Kontrakt mit der British India Steam Navigation Co. abgeschlossen, wonach es dieser Gesellschaft 50 000 Mark für den Dienst zwischen Palmerston und Adelaide zahlt. So ist denn heut dem Reisenden wie dem Kaufmann die mannichfachste Gelegenheit geboten, mit dem fünften Weltteil in regelmäßige und schnelle Verbindung zu treten, und jährlich mehren sich die Wege, welche zu ihm führen.

Statistische Uebersicht über die wirtschaftlichen Verhältnisse der australischen Kolonien 1880—81.

Kolonie	Flächen-Inhalt qkm.	Bevölkerung s. April 1881.	Verkaufte Ackerländer ha.	Ertrag daraus Pf. St.	Bebautes Land ha.	Weizen		Hafer		Gerste	
						Bestelltes Areal ha.	Ertrag hl.	Bestelltes Areal ha.	Ertrag hl.	Bestelltes Areal ha.	Ertrag hl.
Neusüdwales	799 139	751 468	13 307 906	30 296 717	282 799	101 016	1 483 494	7 169	142 448	3 156	64 241
Victoria	229 078	862 346	4 861 011	19 608 398	797 566	390 576	3 886 620	53 564	943 384	27 392	425 400
Südaustralien	2 341 611	279 865	3 576 971	12 029 626	1 028 796	693 417	3 442 604	1 742	20 028	5 280	60 754
Queensland	1 730 721	213 525	1 823 889	3 568 484	48 352	4 378	89 297	56	831	600	13 573
Westaustralien	2 527 283	28 668	677 248	unbekannt	25 561	11 075	165 458	528	10 032	2 546	45 821
Tasmanien	68 766	115 705	1 693 148	1 942 581	149 320	20 009	300 016	7 941	175 788	3 319	67 622
Zusammen	7 696 598	2 251 577	25 940 173	67 445 806	2 332 394	1 220 471	9 367 489	71 000	1 292 511	42 243	677 411

Kolonie	Weizen		Kartoffel		Wein		Pferde	Rinder	Schafe	Schweine	Postverkehr Stüd.
	Bestelltes Areal ha.	Ertrag hl.	Bestelltes Areal ha.	Ertrag Tonnen	Bepflanztes Areal ha.	Ertrag hl.					
Neusüdwales	90 272	1 793 383	7 598	51 936	1 889	26 293	395 984	2 580 040	32 399 547	308 205	33 987 160
Victoria	708	19 720	16 909	124 706	1 992	19 781	275 446	1 285 487	10 355 266	241 836	38 394 169
Südaustralien	—	—	2 235	16 170	1 735	22 543	157 915	307 177	6 463 897	181 011	16 181 540
Queensland	17 644	563 843	2 444	16 177	296	3 845	179 152	3 162 752	6 935 967	66 248	9 229 349
Westaustralien	13	179	188	1 649	264	—	34 568	63 719	1 231 717	24 232	1 172 932
Tasmanien	—	—	4 168	32 548	—	—	25 267	167 187	1 788 611	48 029	5 028 229
Zusammen	108 637	2 377 125	33 542	243 186	6 176	72 462	1 068 332	7 566 362	59 170 005	819 561	103 943 379

Kolonie	Eisenbahnen		Telegraphen		Einfuhr Pf. St.	Ausfuhr Pf. St.	Einkünfte Pf. St.	Ausgaben Pf. St.	Staatsschuld Pf. St.	Schulden an England überhaupt Pf. St.	Bankdepositen 31. Dez. 1881 Pf. St.
	im Betrieb km.	im Bau km.	Linien km.	Drähte km.							
Neusüdwales	1 365	23	12 728	21 101	13 950 075	15 525 138	4 904 230	5 560 078	14 903 916	25 000 000	10 279 324
Victoria	1 783	730	5 144	9 630	14 556 894	15 954 559	4 621 282	4 875 029	22 060 749	31 000 000	12 280 551
Südaustralien	1 090	510	7 606	11 046	5 581 498	5 574 505	2 027 964	1 923 605	9 865 500	15 000 000	2 183 754
Queensland	933	274	6 229	13 040	3 087 296	3 448 160	1 612 314	1 673 695	12 182 150	16 000 000	2 067 845
Westaustralien	118	32	2 486	2 547	353 669	499 183	180 050	204 338	361 000	750 000	?
Tasmanien	277	—	1 405	1 754	1 369 223	1 511 931	439 780	423 745	1 943 700	3 250 000	858 784
Zusammen	5 566	1 569	38 598	59 118	38 898 655	42 513 476	13 785 620	14 660 490	61 317 015	91 000 000	27 670 258

Kolonie	Handelsflotte						Schiffsverkehr					
	Segelschiffe		Dampfer		Insgesamt		Eingang		Ausgang		Zusammen	
	Bahl	Tonnen	Bahl	Tonnen	Bahl	Tonnen	Schiffe	Tonnen	Schiffe	Tonnen	Schiffe	Tonnen
Neusüdwales	493	54 565	277	32 708	770	87 333	2 008	1 242 458	2 043	1 190 321	4 151	2 432 779
Victoria	251	43 469	84	15 161	335	58 630	2 076	1 078 885	2 115	1 101 014	4 191	2 179 899
Südaustralien	207	24 567	73	6 798	280	31 365	1 045	590 085	1 111	610 813	2 156	1 200 904
Queensland	59	3 167	35	1 896	94	5 057	1 225	633 673	1 221	621 909	2 446	1 255 576
Westaustralien	-109	6 643	12	569	121	7 212	165	123 985	168	126 444	333	250 429
Tasmanien	181	14 263	20	3 250	201	17 543	654	205 217	655	208 086	1 309	413 303
Zusammen	1 300	146 674	501	60 412	1 801	207 140	7 173	3 874 303	7 313	3 858 587	14 586	7 732 890

Unter dem Direktorium.

Von Wilhelm Bos.

(Siehe Illustration Seite 352—353).

Zur Zeit der großen Umwälzungen von 1789 bis 1815 haben in Frankreich verschiedene Regierungsformen miteinander abgewechselt. Die Berufung der ersten Nationalversammlung und die Erstürmung der Bastille leiteten die Bewegung für die konstitutionelle Monarchie ein, die mit der Verfassung vom 3. September 1791 ihren Abschluß fand. Die konstitutionelle Monarchie dauerte bis zum 10. August 1792, an welchem Tage die Tuilerien erstürmt wurden und die Nationalversammlung den König suspendirte. Vom 10. August bis 21. September 1792 folgte ein Interregnum unter der eigentlichen Regierung Dantons; am 21. September wurde die französische Republik proklamirt. Die dritte Nationalversammlung, der Nationalkonvent, übernahm neben der Vertretung auch die Regierung und Verwaltung des Landes, die er durch seine Ausschüsse (Wohlfahrtsauschuß, Sicherheitsauschuß u. s. w.) besorgen ließ. Vor Ablauf seiner dreijährigen Legislaturperiode schuf der Konvent eine neue Verfassung, die Verfassung vom Jahre III*) genannt, welche ein aus fünf Männern bestehendes Direktorium als Exekutivgewalt einsetzte und ein Zweikammersystem einführte. Die Verfassung vom Jahr III, die vom 4. November 1795 an bestand, wurde von Napoleon Bonaparte am 9. November 1799 umgestürzt. Die Republik blieb dem Namen nach über vier Jahre bestehen, während Napoleon als Konsul mit absoluter Gewalt herrschte; im Jahr 1804 ließ er sich zum erblichen Kaiser ernennen und dankte 1814 ab; von Elba zurückgekehrt, regierte er nochmals hundert Tage, bis die Schlacht von Waterloo seinen endgiltigen Sturz und die abermalige Herrschaft der Bourbonen herbeiführte.

In dieser Zeit der großen Staatsumwälzungen, die ganz Europa eine veränderte Gestalt gaben, ist die Episode von 1795 bis 1799, da Frankreich von einem Direktorium regiert wurde, eine der interessantesten, und zwar deshalb, weil wir in dieser Periode die bürgerliche Gesellschaft, welcher die alte aristokratische Gesellschaft Platz machen müssen, ganz ledig sehen jener Rücksichten, die sie während der sogenannten Schreckenszeit hatte nehmen müssen gegenüber den stürmischen Volksmassen der großen Städte, namentlich gegenüber der revolutionären Bevölkerung der Vorstädte von Paris. Die zur Herrschaft gelangte Klasse genoss ihren Triumph mit vollen Zügen. Wenn vorher die Freiheit das Stichwort der Revolution gewesen war, so wurde es jetzt die Gloire, der militärische Ruhm, womit sich die neue bürgerliche Gesellschaft den Soldaten erzog, der ihr den Fuß auf den Nacken setzen sollte.

Nachdem man die Verfassung vom Jahre III vollendet hatte, wurden die fünf Männer gewählt, denen man die Geschicke Frankreichs anvertrauen wollte. Es waren Rewbell, ein Advokat aus Kolmar im Elsaß, dem man große Kenntnisse in der Verwaltung zuschrieb; Letourneur, ein ehemaliger Genieoffizier; Barras, ein ehemaliger Adliger; Lareveillére-Lépaux, ein für einen neuen Kultus schwärmender Advokat, und Sièyes, der einen großen Ruf als staatsmännischer Denker besaß. Der ehemalige Abbé Sièyes lehnte ab und seine Stelle nahm der berühmte Carnot ein, der sich als Leiter des Kriegswesens im Wohlfahrtsauschuß einen Weltruf verschafft hatte.

Die Umstände, unter denen diese fünf Männer die Regierung antraten, waren nicht besonders ermutigend. Der Konvent, der sich am 25. Oktober aufgelöst, hatte die Republik in einer gänzlichen Erschöpfung zurückgelassen. Geld war fast gar keins mehr da; man mußte also wieder zu dem peinlichen Mittel seine Zuflucht nehmen, neues Papiergeld (Assignaten) auszugeben,

dessen Wert damals auf $\frac{10}{15}$ Prozent stand und später auf $\frac{1}{2}$ Prozent sank, so daß man für 200 Franks Papiergeld einen Frank in Münze erhielt. Man konnte den Generalen nicht einmal die acht Franks in Silber auszahlen, die sie als eine Monatszulage zu ihrem papiernen Gehalt erhalten sollten. Als die Direktoren in dem Luxembourgpalast, den man ihnen als Wohnung angewiesen hatte, ankamen, fanden sie nicht ein einziges Stück Möbel darin*). Vom Kastellan liehen sie sich einen Tisch, der sehr wackelig war, und fünf Strohhühle, deren Geruch sehr schadhaft erschien. Im Kamin war Feuer, das mit vom Kastellan geborgtem Holze geschürt wurde. Man hatte kluger Weise einige Bogen Papier mitgebracht, und darauf schrieb man die Botschaft nieder, durch die das Direktorium den zwei gesetzgebenden Körperschaften anzeigte, daß es konstituiert sei.

Der Konvent hatte dieser Regierung eine sehr schlechte Erbschaft hinterlassen; eine unermessliche Schuldenlast und eine in den Revolutionsstürmen schlaff gewordene Menge. Die republikanische Begeisterung war geschwunden; sie bestand fast nur noch in den Heeren, die an den Grenzen kämpften. Der Royalismus trat drohend hervor; man hatte schon (5. Oktober 1795) erst einen royalistischen Aufstand der pariser Bürger mit karthagischen unterdrücken müssen. Die Republik unter dem Direktorium unterschied sich übrigens von einer Monarchie nur durch den Namen, wemgleich die Phraseologie des Konvents noch in den öffentlichen Erlassen beibehalten wurde.

Die Direktoren teilten sich in die Beaufsichtigung der Staatsgeschäfte. Rewbell beschäftigte sich mit der Justiz, den Finanzen und den auswärtigen Angelegenheiten, vergaß aber nicht, für seinen Geldbeutel zu sorgen; Lareveillére-Lépaux übernahm den Unterricht und Verwandtes und beschäftigte sich mit seiner neuen Religion; Letourneur hatte die Marine und die Kolonien unter sich. Carnot beschäftigte sich mit dem Kriegswesen, wie er im Wohlfahrtsauschuß getan. Er war der einzige Demokrat im Direktorium, und sein reiner Charakter mußte sich von der Atmosphäre von Korruption, die das Direktorium umgab, abgestoßen fühlen. Carnot ist für die Schmach und die Verbrennen, mit denen sich das Direktorium beladen hatte, nicht haftbar**).

Barras, der von den Geschäften wenig verstand, übernahm es, die Regierung zu repräsentiren. Da er sich den Anschein gab, als sei er die Seele der Regierung, so wurde er sie auch. Die eigentliche Geschäftsleitung überließen die Direktoren, mit Ausnahme Carnots, den Ministern***).

Barras ist so ziemlich der Typus der neugeschaffenen, wenn man sagen darf, bürgerlichen Aristokratie, welche damals in Frankreich herrschte, und zugleich ist seine Person das beste Bild von dem moralischen Zustand dieser Klasse. Er war ursprünglich Vicomte de Barras und hatte in Ostindien als Lieutenant gedient. Beim Ausbruch der großen Bewegung wählte man ihn in die Generalsände. Er spielte in dieser großen revolutionären Akten. Im Konvent hielt er sich mit Tallien, Fréron und Bourdon von der Dije zu der Partei Dantons. Er stimmte für den Tod des Königs. Als Konventskommissär wurde er 1793 nach dem Süden gesandt und war bei der Eroberung von Toulon und Marseille zugegen, wo er dem Siege eine blutige Nachfolge lief. Er gehörte zu den Gegnern Robespierres und der Sturz desselben war zum großen Teil sein

*) Nach Baillet, Examen critique u. s. w.

***) Nach seiner Ausstoßung aus dem Direktorium deckte Carnot in einer Denkschrift die Schändlichkeiten seiner Regierungsgenossen auf.

****) 1798 wurde ein Deutscher unter dem Direktorium Minister des Auswärtigen. Es war Karl Friedrich Reinhard, geb. 1761 zu Schorndorf in Württemberg, gest. 1837 zu Paris.

*) Die Franzosen hatten eine neue Zeitrechnung und einen republikanischen Kalender eingeführt. Die neue Zeitrechnung (das Jahr I) begann mit dem 22. September 1792.

Werk. Barras war gewöhnlich träge, aber im Moment der Gefahr konnte er eine außerordentliche Entschlossenheit beweisen. Nicht nur beim Sturze Robespierres, sondern auch am 5. Oktober 1795, als die pariser Royalisten, 30 000 Mann stark, den Konvent angriffen, war Barras der Mann der Situation. Er sagte: „Ich kenne einen kleinen Korps, der es ihnen besorgen wird.“ Dieser kleine Korps war Napoleon Bonaparte, den Barras bei Toulon kennen gelernt hatte. Bonapartes Kartätschen schmetterten die Royalisten nieder, allein damit war die Bahn eröffnet, auf welcher Frankreich in die Hand eines glücklichen und verwegenen Artillerieleutenants kommen sollte. Uebrigens stand Barras zu Bonaparte noch in anderen Beziehungen betreffs der späteren Kaiserin Josephine. Diese Josephine, eine heißblütige Kreolin, erfreute sich keines guten Rufes. Schon ihr erster Gemahl, der General Beaupharnais, hatte die Scheidung gegen sie beantragt. Beaupharnais ward 1794 guillotiniert und Josephine ward die intime Freundin von Barras, der sie an Napoleon Bonaparte abtrat, wozu der „kleine Korps“ auch den Oberbefehl über die italienische Armee bekam, an deren Spitze er seinen Ruhm und seine Macht begründen sollte.

Barras und die Bourgeoisie, die der Zeitrichtung entsprechend republikanische Manieren angenommen hatte, konnten sich unter dem strengen Tugendregiment Robespierres nicht behaglich fühlen. Diese Klasse wollte ihren Sieg über die alte Aristokratie genießen. Unter der blutigen Herrschaft des Schreckens war dies nicht möglich gewesen. Ein verwöhnter Gaumen konnte seinen Besitzer schon vor das Revolutionstribunal bringen; man weiß, daß Dantons Schmausereien in der Anklage gegen ihn eine große Rolle spielten*). Man mußte spartanisch leben, um nicht den Spionen Robespierres verdächtig zu werden; man mußte sich stellen, als nähme man seine trockenen Tugendpredigten ernst, und man beugte sich der dogmatischen Strenge seines Genossen Saint Just. Paris kämpfte täglich mit einer Hungersnot und das Dasein der verarmten Massen war nichts weniger als ein menschenwürdiges. Die schönen Neben im Konvent und das Revolutionstribunal konnten über diesen Zustand nicht hinwegtäuschen und die sich so oft wiederholenden Aufstände der Vorstädte legten nur zu deutlich Zeugnis ab von der Not der großen Menge.

Das Schreckenssystem spendete dem Volke Hinrichtungen statt Brod, weshalb auch die große Masse ihren früheren Abgott Robespierre so gleichgültig fallen und töten ließ. Die Barras und Genossen hatten wohl die Zustände benützt, um Robespierre und seine Genossen zu verdächtigen; in Wahrheit dachten sie aber noch weit weniger daran, dem Elend der Masse zu steuern. Sie wünschten nur für sich, für ihre Klasse das alte Paris zurück mit seinen Genüssen, seinem Prunk, seinen galanten Frauen, seinen glänzenden Schauspielen und seinen leichtfertigen Sitten. Der Unterschied war nur der, daß die Direktoren im Luxemburg die Stelle des alten Hofes in den Tuileries vertraten. Auf die Rückkehr der alten leichtfertigen Sitten lauerte eine zahlreiche Menge, der das strenge Schreckensregiment ein Greuel war. Schon beim Sturze Robespierres zeigte sich dies. Als der geächtete Diktator zum Schaffot geführt wurde, erschienen an den Fenstern eine Menge von schamlos entblößten Frauen, die man früher bei solchen Gelegenheiten nie gesehen hatte. Sie witterten, daß ihre Zeit wieder gekommen sei. Indessen förderten auch noch andere Umstände die Wucht der neucintretenden Reaktion. Das Schreckenssystem hatte nicht nur die feineren Lebensgenüsse verpönt, sondern es hatten auch einige rohe Menschen die Kunst, die Wissenschaften und die Gelehrsamkeit in banausischer Weise verfolgt. Das kam alles zusammen, um nach dem Sturze Robespierres den Rückschlag um so größer zu machen.

Während man die Jakobiner verfolgte, die Aufstände der Vorstädte niederschlug und während an den Terroristen blutige

Nachteakte vollzogen wurden, die den Ausschreitungen des Schreckenssystems nicht nachstanden, sammelte sich in Paris die neue Gesellschaft, die aristokratische Bourgeoisie, die ihre Herrschaft genießen wollte. Während der reaktionär gewordene Konvent jene wutschnaubenden Dekrete erließ, in denen die Jakobiner als Blutsäufer (bouveurs de sang) bezeichnet wurden, eröffnete Frau Tallien ihren berühmten Salon, in dem sich die „feine“ Gesellschaft und die berühmten Namen jener Zeit sammelten. Madame Tallien war eine Spanierin*); sie hatte in Bordeaux die Bekanntschaft Talliens gemacht, der dort als Konventskommissär blutig gegen die Anhänger der Girondisten wütete, zu deren Ausspürung man u. a. auch Hunde abgerichtet hatte. Tallien verliebte sich leidenschaftlich in die schöne Spanierin und bald beherrschte sie ihn; sie soll viele Verhaftete gerettet, aber auch Geld nicht verschmäht haben. Tallien, der im ganzen ein nichtsnutziger Mensch war, wurde abgerufen und Frau von Fontenay als verdächtig verhaftet. Um sie zu retten war Tallien sehr tätig, ein Komplott gegen Robespierre zusammen zu bringen, was ihm um so eher gelang, als niemand mehr seinen Kopf sicher fühlte. Tallien leitete den Angriff gegen Robespierre, der dessen Sturz herbeiführte, ein, und so ward die zwanzigjährige Spanierin eine der Ursachen jener großen Katastrophe vom 27. Juli (9. Thermidor) 1794.

Die Frau Parlamentsrätin ward nun Frau Tallien und gab unter den glänzenden, genussüchtigen, leichtsinnigen und frivolen Besuchern ihres Salons den Ton an. Man wollte in vollen Zügen genießen; deshalb ward zunächst die Ehescheidung erleichtert. Schon „die Unzuträglichkeit der Gemütsstimmung“ (incompatibilité d'humeur) reichte hin, eine Scheidung zu begründen. In der Mode, bei denen wiederum Madame Tallien den Ton angab, bekliffen sich die Frauen einer mehr als griechischen Nacktheit. Die Männer bewohnten, um mit Viktor Hugo zu reden, ungeheure Halskrausen und waren bemüht, die Steifheiten und Lächerlichkeiten des ancien régime wieder zu beleben oder womöglich noch zu übertreffen. Die Tracht der Frauen schien förmlich darauf berechnet zu sein, die äußerte Zügellosigkeit da einzuführen, wo sie nicht vorhanden war. Ein Schriftsteller nannte die Mode, bei der Frau Tallien den Ton angab, das costume de nudité (die Tracht der Nacktheit). Die Damen erschienen in weiten weißen Gewändern, die an den Seiten weit offen waren vom Gürtel an, der ungemein hoch, dicht unter der Brust, um den Leib gelegt war. Brust und Nacken waren ganz entblößt. An den Füßen trug man statt der Stiefelchen Sandalen; auch die Strümpfe fand Madame Tallien überflüssig, um die elegante Form ihres Füßchens besser bewundern lassen zu können. Sie brachte die Mode auf, an den großen Behen kostbare Ringe zu tragen. Zuweilen beschränkte man die Kleidung auch auf das Neueste und die Damen erschienen in fleischfarbenen Trikots. In diesem Kostüm, „das nichts verhüllt,“ wurde die Tallien häufig abgebildet.**)

Unter der Menge gab es natürlich Frauen, die weit über die Lascivität der Tallien hinausgingen. Es schien, als wolle man zu einem ganz und gar paradiesischen Kostüm zurückkehren. Eines Tages entstand ein gewaltiger Straßenaufmarsch in Paris. Drei junge Mädchen, die Töchter angesehenen Familien, waren

*) Therese Tallien war die Tochter des Grafen Cabarrus in Saragossa; sie heiratete sehr jung den Parlamentsrat Fontenay, von dem sie sich scheiden ließ, um Tallien zu heiraten. Napoleon gehörte auch zu ihren Verehrern, brach aber bald mit ihr. Sie ließ sich von Tallien scheiden und heiratete den Fürsten Chimay. Sie starb 1835.

**) Der bekannte Historiker W a h s m u t h hat mehrere von diesen Abbildungen gesehen. Eine Broschüre aus jener Zeit, betitelt: „Brief des Teufels an die verworfenste Dirne von Paris“ zählt die Sünden der Tallien auf und spricht von ihren abgehackten Haaren, ihrer entblößten Brust und ihren fleischfarbenen Beinleidern. Ein Volkslied besingt die Mode der dünnen Kleider, durch welche alles durchscheint und die so sehr bequem sind:

„Grâce à la mode
On n'a qu'un vêtement,
Ah! Que c'est commode;
On n'a qu'un vêtement —
Il est transparent“ etc.

*) Die Wütiche des Revolutionstribunals schlachteten eine arme Frau, bei der man im Kehricht einige faule Eier gefunden hatte. Dies wurde als Verbergen von Lebensmitteln betrachtet und darauf stand der Tod.

von der Sucht nach der Nacktheit vermaßen angesteckt worden, daß sie sich auf die Straße begaben, ohne mit etwas anderem als mit einem ganz dünnen Schleier, der von den Schultern bis zu den Knien ging, bekleidet zu sein. Sie wurden von der Volksmasse unter Spott und Hohn nach Hause gejagt.

Der Kleidung entsprach das Leben, das diese Gesellschaft führte, und Barras wurde bald für die männliche Welt daselbe, was die Tallien für die weibliche war. Die Wohnung des Direktors wurde der Schauplatz wüster Orgien. Da man Barras als die Seele des Direktoriums betrachtete, so trug seine Beteiligung an allen Ausschreitungen der vornehmen Welt nicht wenig dazu bei, Haß gegen das Direktorium zu erwecken und zu nähren. Der dritte im Bunde mit Barras und Tallien war Fréron, dessen Zeitung das Lieblingsorgan dieser zügellosen Gesellschaft war.

Damals hatte schon jenes Erpressungssystem begonnen, mit dem das Direktorium den bis zur Leistungsunfähigkeit geschwächten Finanzen Frankreichs wieder aufhals. Wo seine Heere einbrachen, wurden Millionen und aber Millionen als Kriegskontributionen erpreßt und nach Paris gesandt. Man begnügte sich nicht mit Geld, sondern nahm auch berühmte Gemälde und Statuen, überhaupt alle kostbaren Kunstfachen mit, die den französischen Generalen gefielen. Die Direktoren sandten den Generalen lange Anweisungen bezüglich der Erpressungen. Die Bonaparte, Masséna, Augereau, Soult, Moreau, Vandamme, Jourdan, Hoche, Kellermann, Souham, Saint Cyr, Kleber u. s. w. haben Millionen über Millionen erpreßt und nach Paris gesandt. So hatte das Ausland die Orgien dieser republikanischen Aristokratie zu bezahlen.

Unsere Illustration (S. 352/53) stellt einen Vormittag bei Barras vor. Der lächerliche Direktor nimmt die Huldigungen der nur zu zwei Dritteln bekleideten Damen entgegen, die seinen Hofstaat bilden. Die Staatsmänner und Generale treten zurück vor der Pracht und dem Glanz der weiblichen Toiletten, und auf Barras niedervrängtem Gesicht liegt ein Lächeln der Befriedigung. Aber in der Ecke rechts steht der junge Mann mit langgelocktem Haar, dessen Bayonete bald diese verfaulte Gesellschaft*) über den Haufen werfen werden, um an ihre Stelle einen eisernen Militarismus zu setzen — Napoleon Bonaparte. Hinter Napoleon steht in glänzender Husarenuniform Murat, der in den Zeiten revolutionärer Hochflut sich

*) Napoleon nannte den Barras und seine Partei „die Verfaulten“ (les pourris).

„Murat“ nannte und später König von Neapel werden sollte. Der Blick, den der „kleine Korse“ auf Barras wirft, verkündet den ganzen Ehrgeiz, der in seiner Brust fürmt und tobt.

Die Direktorialregierung, die in der Tat „verfault“ war, mußte bald ihrem Schicksal verfallen, wenn auch Barras und Tallien mit allen Parteien konspirierten*). Umsonst stieß man beim Staatsstreich von 1797 den edlen Carnot aus; umsonst verletzte Barras die Verfassung und ließ eine Anzahl Mitglieder der Opposition in den gesetzgebenden Körpern verhaften und zur Deportation verurteilen; die Position des Direktoriums wurde immer unhaltbarer. Die Personen wechselten; Merlin von Douay, Treilhard u. a. kamen ins Direktorium, und zuletzt der hinterlistige Sieyès, der sich sogleich nach Bonapartes Rückkehr aus Egypten mit dem berühmten jungen General zum Sturz der Regierung verband. Aber Bonaparte überließ ihm nicht die Regierung, wie er gehofft hatte, sondern nahm alles für sich in Beschlag, und Sieyès sagte sich: „Wir haben einen Herrn“. Man hatte diesen Herrn auch verdient.

Barras, der bis zuletzt im Direktorium geblieben war, wurde von Napoleon genötigt, sich auf sein Gut Grosbois zurückzuziehen, wohin ihn Napoleon „zum Schutze“ durch eine Schwadron Husaren begleiten ließ. Er lebte noch eine Weile in Frankreich; da Napoleon aber von seinen Konspirationen Kenntnis bekam, mußte Barras Frankreich verlassen.

1816 wurden alle Konventmitglieder, die für den Tod Ludwig XVI. gestimmt hatten, aus Frankreich ausgewiesen, soweit sie noch am Leben waren; nur Barras und Tallien blieben davon ausgenommen. Man hielt sie deshalb für geheime Anhänger der Bourbonen. Als Barras 1829 starb, ließ die Regierung seine sämtlichen Papiere sofort mit Beschlag belegen. Tallien starb verachtet und vergessen 1820 zu Paris.

Wenn der Kulturhistoriker Kolb sagt, die Verfassung vom Jahre III sei für Frankreich die vernünftigste gewesen, so kann man darüber streiten; daß aber steht fest, daß selten eine Verfassung auf einer korrupteren Basis stand, als jene Verfassung, die sich auf die Schultern der aristokratischen Bourgeoisie der Direktorialzeit gestützt hat.

*) Barras konspirierte mit Royalisten, Demokraten und sogar, wie es scheint, mit dem Kommunisten Babeuf; Tallien wurde als heimlicher Royalist verdächtig; um seinen Ruf wieder aufzufrischen, hatte er 1795 nach der Schlacht von Quiberon etwa 600 gefangene Emigranten, die Frankreich mit den Waffen in der Hand und mit englischer Hilfe angegriffen hatten, erschießen lassen.

Aus der Franzosenzeit.

Erzählung von Franz Lehmann.

Der eine Schurke hatte Luise, die einer Ohnmacht nahe war, schon zur Tür hinaufgeschoben, und der andere machte sich das teuflische Vergnügen, meinem Vater das Bajonet so fest gegen die Brust zu drücken, daß es den Rock durchdrang und die Haut ritzte. Da klang ein neuer Schritt auf der Treppe; ich konnte nicht sehen, wer kam, aber ich hörte einen kurzen, heftigen Wortwechsel in französischer Sprache, und gleich darauf trat der Korporal Morin, die leblose Luise in den Armen haltend, von dem Voltigeur gefolgt, dessen Augen Blitze ohnmächtiger Wut zu sprühen schienen, in die Kammer.

Er legte das Mädchen sanft auf mein Bett, dann schlug er das Bajonet zur Seite, das noch immer meinen Vater bedrohte.

Er brauchte nicht viel zu fragen. Die Situation, in der wir uns befanden, die schweren Leinwandstücke der Soldaten, das Loch in der Mauer sagten ihm alles.

„Schurken, Hunde, die Ihr seid,“ schrie er die Voltigeurs an, „ist das eure Tapferkeit, wehrlose Bürger auszuplündern und zu verletzen; habt Ihr den gestrigen Armeebefehl vergessen, der bei strenger Strafe die Schonung des Privateigentums an-

ordnet? Auf der Stelle gebt euren Raub wieder und entfernt euch, wenn Ihr nicht wollt, daß ich eure Handlungsweise dem Kapitän melde. Ihr wißt, was euch dann erwartet!“

Ohne ein Wort zu entgegnen leerten die Kerle ihre Brotbeutel wieder aus und schlüpfen wie ein paar begoffene Hunde die Treppe hinunter.

„Gott sei Dank,“ sagte Morin, uns allen die Hand reichend, „daß mich mein Dienst nochmals in die Stadt zurückführte. Ich ahnte ähnliches und eilte, nachdem ich mich meines Dienstes entledigt, nochmals hierher. Gottlob kam ich noch zu rechter Zeit.“

Keines von uns war eines Wortes mächtig, nur durch Blide konnten wir dem wackern Manne danken. Doch dieser schien nichts davon zu bemerken, seine Augen ruhten allein auf Luise, die sich eben von ihrer Betäubung zu erholen begann.

Da schallte Trommelwirbel von der Straße herauf, Morin fuhr wie aus tiefem Traume erwachend auf und strich sich mit der Hand über die Stirn, als ob er einen Gedanken, dessen Ausführung unmöglich war, verschonen wollte.

„Es wird Alarm geschlagen, ich muß fort, lebt alle wohl!“

(Schluß)

tief er und schüttelte uns nochmals die Hände; Luissens Hand aber zog er einen Augenblick an seine Lippen, dann wandte er sich und stürmte hastig hinaus.

Eine Viertelstunde später war kein Franzose mehr in der Stadt zu sehen. Auf den Rat des schleunigst herbeigerufenen Arztes wurde meine Wunde mit Eiswasser gekühlt, und am andern Tage konnte ich bereits wieder umhergehen. Das Geld und die Wertgegenstände hatte mein Vater am Abend desselben Tages außerhalb der Stadt in unserm Garten vergraben, wo sie unentdeckt blieben, bis wir sie nach Beendigung des Krieges wiederholten; an ihrer Stelle warf ich die Trümmer der zerfallenen Kuriositäten in die Höhlung, und setzte das Loch einstweilen mit den herausgebrochenen Backsteinen, so gut es ging, wieder zu. Da wir nicht gleich einen Handwerker bekommen konnten, der die Wand gründlich reparirt hätte, wurde ein Kleiderschrank vor die beschädigte Stelle gerückt und beschloffen, daß das Loch erst zugemauert werden solle, wenn die Kammer im nächsten Sommer frisch getüncht werde, aber da aus verschiedenen Gründen kurze Zeit darauf mein Bett in einem andern Raume aufgeschlagen wurde, unterblieb das Tünchen, und auch das Loch wurde nicht vermauert.

Wir erinnerten uns noch oft jenes Schreckenstages, aber von Morin vernahmen wir nichts wieder, so sehr sich auch mein Vater bemühte, seinen Aufenthaltsort zu erfahren, um ihm wenigstens schriftlich unsern Dank ausdrücken zu können.

Seitdem waren sieben Jahre vergangen, ich hatte mich verheiratet und die Apotheke übernommen. Napoleons Glückstern war in Rußland verblichen, und die Völkerschlacht bei Leipzig hatte seinem Verhängnis das Siegel aufgedrückt.

Die kämpfenden Heere blieben diesmal unserer Gegend fern, nur endlose Wagenkolonnen oder Gefangenentransporte zogen manchmal durch unser Thal. Eines Tages, es war im November 1813, und nach vielen kalten Regentagen noch verhältnismäßig recht milde Witterung, eskortirten etwa fünfzig österreichische Infanteristen und ebensoviel Kosaken eine Schaar von fünf- bis sechshundert gefangenen Franzosen durch die Stadt. Die Oesterreicher marschirten an der Spitze und am Ende des Zuges, zu dessen beiden Seiten die Kosaken ritten. Sie schienen wohlgenährt und wohlgekleidet zu sein; um so schlimmer waren aber die armen Gefangenen daran, man merkte es ihnen an, daß sie schon viele angestrengte Tagemärsche bei schlechtem Wetter und ungenügender Verpflegung zurückgelegt hatten. Kleider und Schuhwerk waren abgerissen und beschmutzt, und viele schleppten sich nur mühsam weiter. Ich sah wie einer zusammenbrach, aber die Kosaken prügelten ihn so lange, bis er sich wieder aufrichtete, nach fünfzig Schritten stürzte der Arme wieder zu Boden und von neuem regnete es Hiebe auf ihn, er wankte abermals einige Schritte weiter, dann fiel er abermals auf das Pflaster, und als er nun trotz aller Schläge bewußtlos liegen blieb, stach ihn ein Kosak mit seiner Lanze in den Rücken, und ebenso machten es dessen Kameraden, die noch an dem Leblosen vorbeirrten, der ganz durchlöchert wurde.

Die ganze Kolonne lagerte sich auf der von der Saale und dem Mühlgraben gebildeten Insel, über welche die große steinerne Brücke führt, und von der Bürgerschaft mußten schleunigst eine Menge Kartoffeln, Brod, Fleisch und Bier geliefert werden, um die Gefangenen und ihre Eskorte für den Abend und andern Morgen zu verpflegen.

Uns und unseren beiden Nachbarn zur Rechten und Linken war aufgegeben worden, je ein Brod zu liefern, und da ich mir das Lagerleben gern ansehen wollte, packte ich unsern alten Stößer Haupt die drei Brode in einen Tragkorb, nahm auch noch einen großen Topf voll Wurstsuppe mit, wir hatten kurz vorher geschlachtet, und ging mit Haupt hinunter nach der Insel.

Die Franzosen waren von einer dichten Postenkette umstellt, doch wurden wir ohne weiteres durchgelassen und gaben unsere Brode dem Proviantmeister ab; der Topf mit der Wurstsuppe ging von Mund zu Mund, und dieselbe schien den Franzosen auszugehen zu schmecken, beinahe hätten sie mir den Topf zerbrochen, so drängten sie sich herum.

„O, Monsieur, haben Sie nicht noch ein wenig von die gute Bouillon für ein Kranker,“ sprach eine schwache Stimme hinter mir.

Ich wendete mich um und schaute in ein blaßes, eingefallenes Gesicht, dessen Augen tief in ihren Höhlen lagen. Leider hatte ich keinen Tropfen Suppe mehr im Topf und wollte dem Franzosen eben ein kleines Geldstück geben, als derselbe meine Hand ergriff und mich starb anblickte.

„O, mein Gott, Sie sind es, Monsieur F.,“ rief er endlich auf französisch. „Kennen Sie mich nicht mehr? — Ich heiße Morin!“

Jetzt wußte ich, warum mir die Stimme so bekannt vorgekommen war. Ja, er war es, unser einstiger Retter, und mit einem Freudenschrei fiel ich ihm um den Hals.

„Morin, armer Freund,“ sagte ich, „wie sehen Sie aus; ich hätte Sie kaum wieder erkannt.“

„Ich habe auch viel erduldet, seit unser Heer den Rückzug aus Rußland antreten mußte,“ erwiderte er, „das meiste aber seit meiner Gefangennahme vor vierzehn Tagen. Ich werde wohl bald ausgelitten haben, denn ich kann mich kaum noch fort-schleppen und — haben Sie gesehen, wie es heut einem meiner Kameraden ging, den die Kosaken niederstachen, weil er nicht mehr weiter konnte? So ist es in den letzten Tagen schon mehreren gegangen, und dasselbe Schicksal wird auch mich ereilen.“

„Bei Gott, das soll nicht werden,“ rief ich, „ich rette Sie, mag es gehen, wie es will!“

„Wie! Sie wollten, Sie könnten —“ antwortete Morin, und seine Augen blitzten freudig auf.

„Ruhig!“ antwortete ich, „wir fallen auf, wenn wir uns zu laut und zu lange unterhalten. Gehen Sie jetzt scheinbar von mir weg, aber halten Sie sich in meiner Nähe; ich will unterdessen überlegen, wie es am besten geht.“

Morin gehorchte, und ich ging scheinbar planlos zwischen den Soldaten und den Kochfeuern umher. Endlich war ich hinter einen Weidenbusch gekommen; auf meinen Wink trat Morin hinzu, und im Nu hatte er den langen Rock des alten Haupt über seine Uniform gezogen und den Korb auf dem Rücken. Ich stülpte ihm noch die Zipfelmütze des Stößers über den Kopf und schritt dann mit ihm einer Stelle zu, an der die Posten etwas weiter auseinanderstanden.

Ich sah, daß die Leute aus der Stadt, welche Lebensmittel gebracht hatten, von den Wachen wenig beachtet wurden, und hoffte, daß auch ich mit meinem Schützling unbehelligt durchkommen würde. Wir mußten in einer Entfernung von etwa zehn Schritten an der nächsten Schildwache vorbeigehen; der Mann sah gerade nach einer anderen Richtung, da eben zwei große Fässer mit Bier in das Lager gefahren wurden, und ich wollte diesen Augenblick benutzen, um mit Morin vorbeizukommen. Doch gerade, als wir dem Oesterreicher am nächsten waren, drehte sich dieser um und rief uns ein donnerndes „Halt“ zu. — Ich war zum Tod erschrocken, und auch Morin war noch bleicher geworden.

„Wohin wollen Sie mit dem Franzosen?“ fragte der Posten.

„Sie irren sich, es ist ein Arbeiter von mir, der mir einen Korb voll Brod getragen hat,“ antwortete ich, mich gewaltsam fassend, indem ich zugleich dem Soldaten ein Behngroschenstück in die Hand drückte.

Dieser hielt die Münze eine zeitlang zweifelnd zwischen den Fingern, dann steckte er sie ein; ließ uns aber nicht passiren, sondern zeigte auf die weißen Militärhosen Morins, welche unter dem Rock hervorjagen, und trieb uns, ohne ein Wort zu verlieren, mit dem Bajonet nach dem Lager zurück.

„Gott sei Dank, daß Sie wenigstens nicht arretirt wurden,“ sagte Morin, „lassen Sie mich und bringen Sie meinethwegen nicht auch Ihr Leben in Gefahr.“

„Nein,“ antwortete ich, „ich denke noch nicht daran, Ihre Rettung aufzugeben. Bei Tage geht es freilich nicht, wir hatten beide nicht daran gedacht, daß die Hosen Sie verraten müßten; aber glauben Sie wohl, daß Sie sich in der Nacht



Unter dem Direktorium



zwischen den Posten durchschleichen könnten? Wir haben bedeckten Himmel, es wird sehr finster werden."

"Es wird schon möglich sein."

"Nun gut; sehen Sie das Gebüsch jenseits des Mühlgrabens, dort will ich Sie heute Nacht, wenn es in der Stadt zwölft Uhr geschlagen hat, erwarten. Bis dahin leben Sie wohl."

Wir schieden, und ich erwähnte zu Hause von der Begegnung mit Morin und meinem Plane vorläufig nichts, hand es auch Haupt auf die Seele, zu schweigen, denn ich wollte die Meinigen nicht vor der Zeit aufregen. Gegen Mitternacht schlief ich mich mit einem Bündel Kleidungsstücke durch die Hintertür und gelangte, ohne jemand begegnet zu sein, in das Gebüsch, welches ich Morin bezeichnet hatte.

Bald darauf schlügen beide Turmuhren der Stadt zwölft. Es war so finster, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte, drüben im Lager glommen nur noch einige kleine Feuer und zum Ueberflus fing es auch noch leise zu regnen an.

Ich brauchte nicht lange zu warten, nach einer Viertelstunde hörte ich, wie jemand vorsichtig durch den Mühlgraben watete.

"Pst," machte ich leise.

"C'est moi," tönte es ebenso zurück.

Es war Morin. Rasch hatte er seine zerlumpte Uniform abgeworfen und sich mit den trocknen Sachen bekleidet, die ich ihm reichte, dann schritt er an meiner Hand der Stadt zu. Wir waren noch keine zehn Schritt weit gekommen, als wir in dem Lager den lauten Ruf einer Schildwache hörten; gleich darauf folgte ein lauter, schrecklicher Schrei von derselben Stimme, und dann klang es, als ob eine Person in das Wasser spränge und hastig nach dem diesseitigen Ufer herüberstrebe.

Wir achteten nicht auf das, was weiter folgte, sondern eilten so schnell wir konnten in die Stadt. Um etwaige Verfolger irre zu führen, ging ich nicht direkt auf mein Haus zu, sondern machte einen Umweg; doch blieb hinter uns alles ruhig und ich zweifelte nicht mehr daran, daß wir unbemerkt heimkommen könnten.

Um zu meiner Hintertür zu gelangen, hatten wir nur noch ein enges Gäßchen zu durchschreiten, welches so schmal war, daß kaum zwei Personen nebeneinander gehen konnten. Wir befanden uns gerade in der Mitte derselben, als plötzlich ein heller Lichtschein vor uns auftauchte; ein Mann mit einer Handlaterne kam uns entgegen. Es war der Barbier L., der aus der Kneipe nach Hause ging; ein heruntergekommener lieblicher Mensch, der mich haßte, weil ich ihn einmal wegen unbefugten Verkaufs von Medikamenten hatte bestrafen lassen. Er leuchtete uns mit seiner Laterne ins Gesicht und ging dann ohne Gruß weiter.

Zwei Minuten später traten wir in mein Haus ein, und ich brachte Morin einstweilen in unserm Gastzimmer unter.

Ich begab mich gleichfalls zu Bett und dachte lange darüber nach, wie erstaunt meine Angehörigen sein würden, wenn ich ihnen beim Kaffeetrinken Morin vorstellte, machte Pläne, wie und wo ich ihn bis zur Beendigung des Krieges verbergen wollte, und was mir sonst noch durch den Kopf ging, denn die gehabte Aufregung ließ mich lange nicht einschlafen, erst gegen Morgen fielen mir die Augen zu.

Ich hatte noch nicht lange geschlummert, und es war noch dunkel, als ich durch heftiges Läuten der Nachtklingel wieder geweckt wurde. Aergerlich ging ich zum Fenster und fragte, wer unten sei und was gewünscht werde.

"Ach, Herr Apoteker, kommen Sie rasch mal herunter, ich muß Ihnen etwas Wichtiges sagen," rief eine gedämpfte Stimme herauf, die ich als die des alten Haupt erkannte.

Ich eilte die Treppe hinunter und ließ den Alten, der am ganzen Leibe zitterte, eintreten.

"Denken Sie nur, Herr Apoteker," sagte er, "was ich eben gehört habe. Sie wissen doch, daß ich mit dem Barbier L. in einem Hause wohne. Diese Nacht kam er, wie gewöhnlich, erst gegen eins mit seiner Laterne nach Hause, er war auch ohne diese illuminiert genug; kaum war er die Treppe hinauf, da pocht's unten an der Haustüre und es ruft jemand, L. solle

sogleich zum Doktor kommen und mit diesem einen Weg machen. Das war gerade nichts wunderbares, denn da L., trotz seiner Verlorenheit, ein geschickter Chirurg ist, nimmt ihn der Doktor oft mit, wenn er eine schwierige Operation oder so etwas ähnliches vor hat. Aber vorhin kommt L. wieder heim und laßt in seiner Schlafkammer, die von der meinigen nur durch eine dünne Wand getrennt ist, so laut auf, daß ich davon munter werde. Als ihn seine Frau frug, was er denn habe, sagte er, jetzt habe er aber dem Apoteker, dem verfluchten Neunundneunziger, eine Suppe eingebrocht, an der dieser zu löffeln haben werde. Es seien zwei von den gefangenen Franzosen ausgerissen und hätten einen von den Oesterreichern, der sie jedenfalls habe aufhalten wollen, erstochen. Man habe sie zwar gleich verfolgt, aber nicht erwischt, doch hätte man die Montur des einen am andern Ufer des Mühlgrabens gefunden, und daraus geschlossen, daß dort jemand auf ihn gewartet und ihn mit andern Kleidern versehen haben müsse. Da habe er, L., dem österreichischen Offizier erzählt, daß er diese Nacht Ihnen mit einem fremden Mann, der, er wisse es genau, Ihren alten graugescheckten Rock angehabt habe, im Gäßchen begegnet sei; Sie hätten den Mann an der Hand geführt und mit in Ihr Haus genommen. Dann habe ein Soldat erzählt, daß schon gegen Abend ein Bürger versucht hätte, einen der Franzosen aus dem Lager zu führen, und die Beschreibung des Mannes hätte ganz auf Sie gepaßt, das habe er auch dem Offizier gesagt. Darauf habe dieser geäußert, daß er mit Tagesanbruch die Apotheke wolle umstellen und durchsuchen lassen. L. meinte, wenn der Franzose bei Ihnen gefunden werde, würde er unfehlbar erschossen, und Sie mit, oder Sie kämen wenigstens ein paar Jahre ins Zuchthaus, weil Sie einen Feind des Vaterlandes unterstützt hätten."

Ich war wie vom Donner gerührt. Mein erster Gedanke war, Morin mit Haupt aus der Stadt zu schicken, aber schon graute der Tag, und sie konnten gerade den Soldaten in die Hände laufen. Nein, das ging nicht, er mußte im Hause versteckt werden; aber wo? — Da fiel mir der Winkel hinter der Feueresse ein, in welchem wir damals unser Geld verborgen hatten, und ohne mich weiter zu bestimmen, eilte ich mit Haupt die Treppe hinauf, weckte Morin und führte ihn, nachdem ich ihn von der drohenden Gefahr benachrichtigt hatte, in die Altanstube.

Ich hatte dort einen großen Glaskasten stehen, in dem ich mir vier Kreuzottern hielt, weil ich mich seit einiger Zeit damit beschäftigte, an lebendigen Tieren, meist Kamanchen, die Wirkung verschiedener Gegengifte gegen den Biß dieser Reptilien zu studieren.

Wir wagten kein Licht anzuzünden, und in der Dunkelheit stieß Morin das Tischchen mit dem Glaskasten um. Doch hatten wir jetzt keine Zeit, uns um die Schlangen zu kümmern, wir schoben den Schrank, der noch vor dem Loch stand, zur Seite, ich nahm die Steine weg, und Morin kroch durch die Oeffnung. Dann setzte ich die Steine flüchtig wieder ein und schob mit Haupt den Schrank an seinen Platz zurück.

Es war die höchste Zeit gewesen; wir waren kaum die erste Treppe herunter, da donnerten schon Kolbenschläge gegen den Laden der Offizin, und als ich öffnete, drang der österreichische Offizier mit zehn Soldaten herein.

Nun wurde ich einem scharfen Verhör unterworfen, und da ich nichts gestand, das Haus vom Keller bis zum Boden durchsucht. Es fand sich keine Spur von dem Franzosen, und ich hoffte schon, daß die Oesterreicher unrichtiger Sache wieder abziehen würden; aber der Offizier hatte einen kleinen Hund bei sich, und diese Bestie ließ nicht nach, vor meinem Kleiderschrank zu bellern und zu scharren, bis der Offizier endlich aufmerksam darauf wurde.

Da sich in dem Schrank nichts Auffälliges fand, der Hund sich aber gar nicht beruhigen wollte, befahl der Offizier das Möbel wegzurücken.

Wir schwindelte, als ich den Befehl hörte; erblickten die Soldaten das Loch, so war Morin entdeckt und wir beide verloren.

„Halt,“ rief ich, „laßt den Schrank stehen. Ich habe gestern den Behälter da zerbrochen, in dem ich giftige Schlangen aufbewahrte; sie haben sich hinter den Schrank verkrochen, Ihr seid des Todes, wenn Ihr sie verjagt.“

Die Soldaten lachten mich nur aus und taten, wie ihnen geheißen war.

„Was ist das?“ fragte der Offizier, als zwar keine Schlangen zum Vorschein kamen, wohl aber das Loch sichtbar wurde.

Mir stockte fast der Atem vor Angst, doch erzählte ich mäßig ruhig von den Vorgängen an jenem ersten Oktober und behauptete zugleich, die Schlangen würden wohl hinter die Esse gekrochen sein.

„Nun, wir wollen sehen,“ meinte der Offizier und befahl einem Soldaten, die Steine herauszunehmen und durch das Loch zu kriechen.

Der Mann gehorchte, war aber noch nicht mit halbem Leibe in der Kammer, als er mit einem Schrei zurückfuhr. An seiner rechten Hand hing der Totenkopf; er hatte mit zwei Fingern gerade in eine der Augenhöhlen gegriffen und sich leicht festgeklemmt. Mit Hilfe eines Kameraden gelang es ihm, sich von dem Anhängsel zu befreien, aber als dieser den Schädel zu Boden warf, ringelte sich zu aller Schrecken eine große Kreuzotter daraus hervor, die, ehe wir uns besannen, wieder hinter der Esse verschwand. Zugleich bemerkte ich an dem Mittelfinger des Soldaten der in den Totenkopf gegriffen hatte, einen kleinen blutigen Biß, dessen Ränder sich schon schwarzblau färbten. Ich machte den Offizier darauf aufmerksam und bat ihn, den Mann sofort mit mir in die Offizin gehen zu lassen, da er sonst unfehlbar verloren sei. — Jetzt wagte sich keiner mehr durch das Loch; der Offizier selbst schien es für unmöglich zu halten, daß sich ein Mensch dort in der Gesellschaft der Giftschlangen befinde, und das Gebahren des Hundes auf Rech-

nung der Ottern zu setzen, alle begleiteten mich in die Offizin. Dort wandte ich bei dem Gebissenen, dem schon die ganze Hand geschwollen war, alle mir bekannten Mittel gegen den Otterbiß an, und nach einer halben Stunde hatte ich die Freude, zu sehen, daß die Geschwulst nachließ und die Oesterreicher mit ihrem Kranken abzogen.

Voll banger Sorge um Morin eilte ich nun wieder nach oben, diesmal von meiner ganzen Familie begleitet, denn ich konnte den Meinigen den wahren Sachverhalt nun nicht mehr verschweigen.

Unsere erste Umschau galt den Kreuzottern. Drei derselben lagen zusammengerollt unter einem Haufen Papier in einer Ecke der Kammer und wurden leicht getötet. Nur eine befand sich in Morins Versteck, doch gelang es mir, auch diese ohne Gefahr unschädlich zu machen, und nun rief ich Morin zu, hervorzukommen.

Soll ich dir das Wiedersehen beschreiben? Es würde mir doch nicht gelingen; meine Angehörigen fanden kaum Worte, ihre Freude auszudrücken.

Glücklicherweise war das die letzte Gefahr gewesen, in der wir schwebten. Unser Gast blieb fortan unbehelligt in unserem Hause verborgen, und da du weißt, daß er später meine Schwester Luise heiratete, kannst du dir leicht denken, was nun folgte. Ehe Morin uns nach dem Friedensschlusse verließ, hielt er bei meinen Eltern um Luises Hand an, und da wir ihn während seines Aufenthaltes bei uns nur noch lieber gewonnen hatten, er auch über seine Vermögensverhältnisse genügende Nachweise brachte, gaben meine Eltern gern ihren Segen, zumal da Luise gestand, daß sie Charles ebenso innig liebe, wie er sie. Im nächsten Jahr kam Morin wieder, von seinem Vater begleitet, und nachdem ihm Luise hier angetraut worden war, nahm er sie mit sich nach seiner Heimat.“

Jum Kapitel des deutschen Studententums.

Von einem bemoosten Haupte.

Die Geschichte des deutschen Studententums ging von jeher Hand in Hand mit unserer politischen und wissenschaftlichen Geschichte — der gegenwärtige Zustand unseres akademischen Lebens ist aber so extravagant und im großen und ganzen so widersprechend mit der Aufgabe, ja selbst mit dem Namen der Wissenschaft und deren Toleranz, daß eine nähere Betrachtung dieser Frage sich entschieden verlohnt. —

„Die Studenten brauchen keine Politik zu treiben“, das ist ein allgemein geltender und begründeter Satz. Sie brauchen keine Politik zu treiben — aber sie sollen sich den Eindrücken der Politik und der öffentlichen Fragen nicht entziehen! Wir sind allerdings in keinem Perikleischen Zeitalter, in keiner griechischen oder römischen Republik, aber dennoch ist es selbstverständlich, daß die akademische Jugend von heute schon morgen am Staatsruder stehen und die Geschicke des Vaterlandes lenken wird oder Bildung und Fortschritt im Volk verbreiten soll — daß sie sich demgemäß vorzubereiten hat auf diese ernste und verantwortungsvolle Aufgabe; daß sie den Atem unseres Jahrhunderts in sich aufnehmen muß, nachdem sie mehr als ein Jahrzehnt den Bücherhaub vergangener Zeiten gesogen — kurz, daß sie unsere Zeit und ihre Forderungen studiren und erkennen lernen muß. — Das ist keine „Politik“ — das ist einfach ihre Pflicht! Wie steht es aber mit der Erfüllung dieser Pflicht, und ist unser Studententum, die „Elite“ und der „Kern der Nation“, dieser Aufgabe wirklich gewachsen und würdig?

Betrachten wir in kurzem unser studentisches Leben — oder vielmehr unsere Studenten, den Einzelnen wie die Gesamtheit, wie sie in der Öffentlichkeit erscheinen.

Wir stehen am Portale einer Universität — es ist Pause und die Auditorien entleeren sich ihres gläubigen Inhalts. Da

wälzt sich eine Völkerwanderung meist altherwürdiger Gestalten und Gesichter heraus — Veteranen mit zerfetzten Gesichtern — „alte Herren“ mit Stimmen, die der Gram des nahen Examen verdüstert — lauter Leute in einem Alter, in dem andere Sterbliche, die freilich niemals an dem Nektar der Universitätsweisheit genippt, sich längst schon mit einem Kranz von schreienden Babys umgaben. Aber unsere Helden sind von dem betreffenden Porte noch fern. Sie stehen zirkel im zehnten bis zwölften Semester, die „verbummelten“ Semester haben sich geküßt, die Posaune des Examins gellt furchtbar an ihr Ohr, hinten der drohende Vater, vorn der schnappende Rachen des Untiers „Examen“ — in ihrem Herzen der Wurm einer ewigen Angst des Schuldbewußtseins, eine Unbehaglichkeit ohne gleichen, die ihr Opfer rastlos vom Kolleg ins Repetitorium treibt, und von dort nach dem ersten zurück — die unseligsten Menschen! Ein Semester soll genügen, um die fünffache Anzahl zu ersetzen — da wird denn mit Dampfkraft darauf losgearbeitet, alles mechanisch, für den Augenblick nur und mit Zittern und Zagen.

Oder ein Spaziergang unter „den Linden“. Elegante buntfarbige Mützchen auf hohlen, oft sehr hohlen, nichtsbergenden Schädeln — das Gesicht voll „Kompressen“ und Narbe an Narbe — die Glacéhandschuhe nachlässig vornehm in einer Hand — die andere führt einen ungeheuren „Renommirhund“ an der Leine — die Manschetten fallen tief über die Hand und die Finger (mitunter sehr dicke rotglänzende Finger) — gekräuselte Haare und ein Scheitel à la Kellner, von vorn nach hinten, bis tief in den Nacken — dazu noch ein grazioser, selbstbewußter Gang; eine Miene, die der ganzen Welt den Handschuh hinwirft und im Portemonnaie ein Halbdutzend unbezahlter Rechnungen und Schneidernotas. —

Oder weiter: eine rauchige, schlecht riechende Aneipe — umgefallene zerbrochene Gläser — die Uhr zeigt auf Mitternacht, denn sie geht nach. Um einen Tisch sitzen geistreich, die bierschweren Köpfe auf die Arme gestützt, die „Jünger der Musen“ bei dem wichtigen „Spiele der Karten“. So vergeht Abend um Abend — selbst Mittag um Mittag, denn zum Kaffee spielt sichs allerliebste Karten; dann legt sich der Musensohn noch ein paar Stunden aufs Ohr, und des Abends dann wiederum Spiel oder Aneipe.

Wie sie dasitzen, unsere Jünger germanischer Musen! — Die Gesichter gerötet und die Köpfe so voll; — von der Weisheit ihrer Studien voll oder voll unsterblicher Gedanken? Ei bewahre, lieber Freund, voll von Zahlen und „Zehnern“, und „Buben“ und „Damen“ — vielleicht auch in Wirklichkeit Damen — doch darüber schweigen die Aerzte.

Oder endlich: keine Mühen, keine Farbe, nicht einmal einen Hund, ja vielleicht nicht einmal eine Narbe. Man unterhält sich — o Wonne! — man spielt hier nicht Karte, man philosophirt! — Drum sei mir gegrüßt, du erfreuliches Bild — du das einzige, herrliche! — Diogenes hat endlich Menschen gefunden, und er setzt sich zu euch nieder und hört zu, denn das Gespräch ist interessant, mitunter selbst stürmisch. Es dreht sich wohl um die neuesten Resultate der Naturwissenschaft? um das neueste Buch eines Häckel? um die neueste Erscheinung der Literatur? — Wenigstens der Ton der Sprechenden läßt darauf schließen — denn begeistert blitzen ihre Augen, nur ihre Mienen sind so heldenhaft männlich, teutonisch — sie selber so Jüngling durch und durch, jeder Zoll ein Germane — die Jünger und Reden der Wissenschaft, des Fortschritts — o laßt mich euch sagen — pardon, lieber Leser — gefehlt! — man bespricht sich hier nur über eine — Adresse an Stöcker. „Heiliger Zorn“ erfüllt ihre Mienen; allerdings — und mit Recht, denn man berät sich über eine telegraphische Bitte nach Vargin, um sofortige Verbrennung resp. Verbannung aller Juden. — O diese Jünglinge sind praktisch und ideal und religiös und tolerant — so tolerant! Dafür spricht auch die zweifelhafte Hebe, der der christgermanische Senior ganz vertraulich in die Wangen kneift — und das Bändchen mit „V. d. St.“, das Mann für Mann dieser geistreichen Jünglinge im Knopfloche trägt — als vorläufiger Ersatz für ein anderes Bändchen, das die Zukunft erst bringt.

Oder ein anderes Bild: ein elegantes Café. Ich sitze am Tische und lese eine Zeitung (die „Nordd. Allg.“ etwa), nebenan sitzt ein junger Streithahn und bläst mir den Rauch seiner Zigarre sehr unmanierlich in die Nase. Ich sehe auf, etwas verwundert. „Mein Herr“ (steht der Streithahn an meiner Seite) „Sie fixirten mich — Ihre Karte!“ —

Nur Blut kann das offenbar sühnen — nur Blut!

In einem feinen, hochfeinen Restaurant sitzen einige Studirende „ritterlichen Standes“ beisammen, sie erzählen — ja, was man da nicht alles erfährt — von der letzten Jagd, von den so und soviel Hasen oder Enten, die der jugendliche Nimrod geschossen — von dem prächtigen Rennen, wo „man“ den Schimmel zu Tod ritt (ein Kenommiist reitet überall Pferde tot). Dann spricht man von Hunden — von Weibern. — „Famose Frage das — ja?“ — Dann vom Bruder Lieutenant bei dem Gardes-du-Corps — von der Cousine Baronesse, die sich mit dem Grafen Schnidschnad verlobt hat — dann vom Onkel General und vom Paten Minister. Man kommt auch auf die Politik und auf die Arroganz dieser Fortschrittspartei, dieser „Rebellen- und Aufruhrpartei“, schlimmer als die Sozialdemokraten, und auf Eugen Richters Arroganz gegen unsere Gardes-du-Corps, „unser“, „Garde-du-Corps“ — „man“ hat ja selbst dort gedient und Bruder Kurt und Onkel Ottomar oder Willibald stehen glorreich dabei — es ist unbegreiflich, unerträglich — diese Arroganz! — Auch auf die Presse kommt die Gesellschaft zu sprechen und schleudert ihr Anathema. Armes „Tageblatt“ du, du Antichrist in Person, dein Verderben ist besiegelt, wenn erst diese Herren in der Preßzensur sitzen! (Vorerst sitzen sie noch vor dem Referendariat und dem Repetitorium) — also

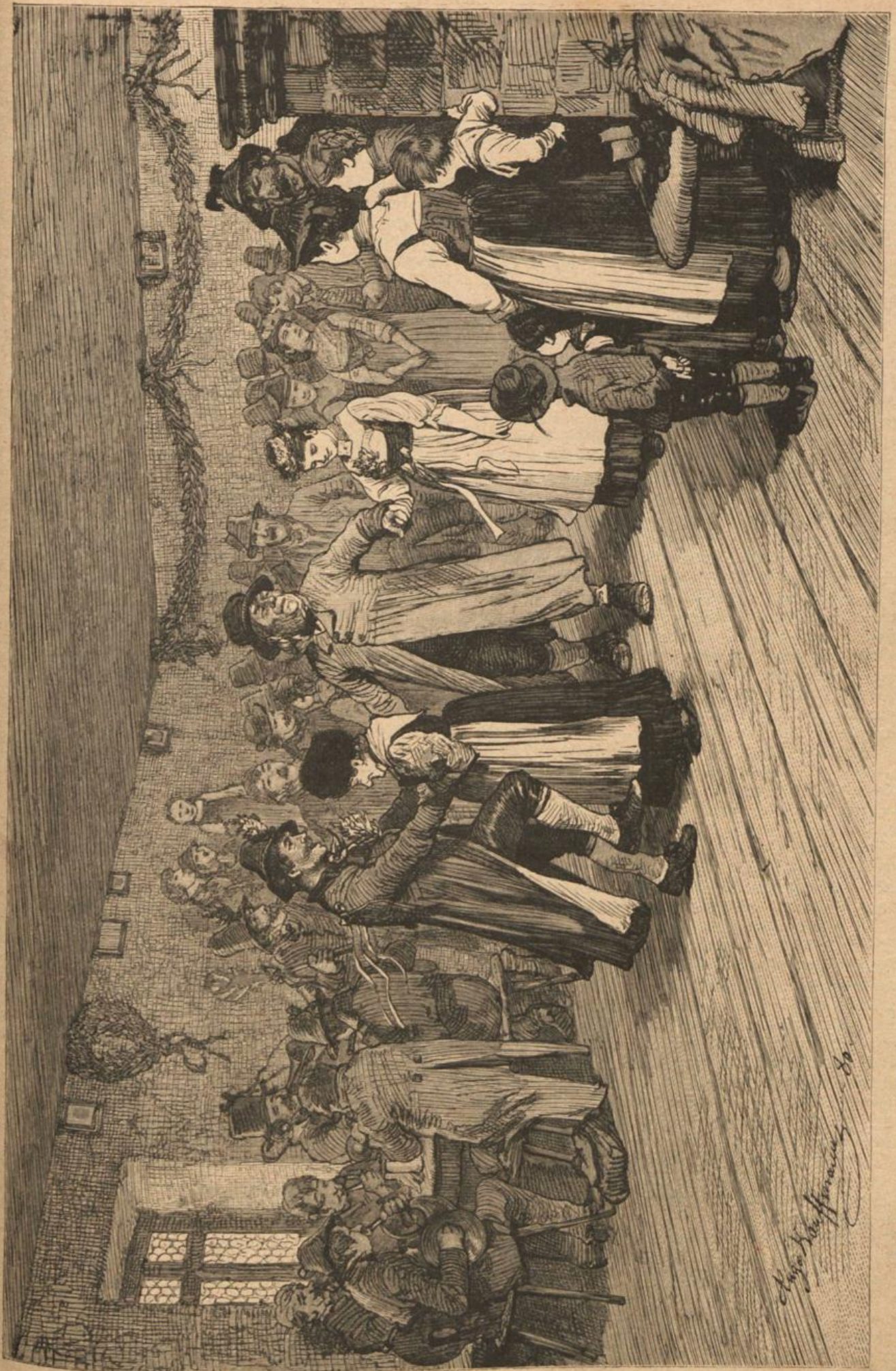
beruhige dich. Dann spricht man von „Religion“ — denn man ist begeisterter Anhänger Stöckers und Christ-Germans — denn die Frömmigkeit gehört heute ja zum „bon ton“ unserer aristokratischen Salons. So disputirt die edle Gesellschaft allen Ernstes (und der Verfasser kann es bezeugen) gleich einer mittelalterlichen Synode oder Kirchenversammlung über eine äußerst wichtige und epochemachende theologische Frage — es ist eine Streitfrage, die von dem jungen Referendariatskandidaten, Herrn Baron von Sitz-Bitz, ausgegangen ist — „ob die alten Griechen oder Römer wohl der christlichen Hölle oder des christlichen Himmels theilhaftig geworden, und wie es mit den Juden in dieser Hinsicht bestellt sei.“ Lieber Leser, ich mache keine schlechten Wize; ich habe auch nicht bloß ein Phantasiegemälde aus tendenziöser Absicht entworfen, sondern ich könnte dir Namen für Namen die aristokratische Gesellschaft zitiren; doch die leidige Höflichkeit verbietet das. Und diese Herren waren nicht etwa Theologen, auch keine Zöglinge des tübingen „Stifts“ — sondern Juristen in den höchsten Semestern und aus der „Crème“ der höchsten berliner Gesellschaft! Das Resultat der Synode habe ich nicht mehr erwartet; ich hoffe indessen, daß die Humanität triumphirte, und wenn auch nicht alle, so doch Plato und Moses einen Freiplatz im christlichen Himmel erlangten. — Ja, die Humanität! Diese Herren werden einst die Hüter der Humanität sein und die Wächter über die Rechte der Wissenschaft, der Presse und der freien Gedanken — allerdings ihre „Wächter“, aber was für Wächter!

Meine Bilder sind trüb, aber wahr! Wir leben (— oder ich irte mich sehr?) doch im 19. Jahrhundert, an der Schwelle des 20sten selbst! — Und trotzdem ist es wahr: Die große Mehrheit unserer heutigen akademischen Jünglinge, auf den humanistischen Hochschulen wenigstens, steht dem Fortschritt und den Konsequenzen der Wissenschaft feindlich entgegen!

Der allererste und fundamentale Grund für die studentische Korruption liegt ganz entschieden in der Schule, im Gymnasium! Denn das Gymnasium entspricht ganz einfach den Anforderungen unserer Zeit nicht im geringsten, und erzieht alles, nur nicht brauchbare Bürger eines Rechtsstaats. Es gibt sich keine Mühe, die zukünftige Elite des Volkes historisch und politisch zu bilden — es verachtet die Naturwissenschaft und die Forschung und ersticht jede selbständige Regung im Schüler durch das Dogma. Man staune, das Gymnasium, diese einzige Vorschule der Universität, weiß grundsätzlich alle Doktrinen zurück, die an allen naturwissenschaftlichen Fakultäten ganz Europas längst ihren siegreichen Einzug gehalten — es verschweigt seinen Schülern jede neue Idee, es will mittelalterlich bleiben, ciceronisch und scholastisch; und bei Leibe keine Bildung, die die geistigen Augen erschlösse! — An einer Anregung, oder nur an Herstellung einer Basis für das Verständnis der großen Idee, die doch früher oder später im Leben auf den Schüler einströmen, fehlt es gänzlich. Aber dafür nimmt der Junge einen entsetzlichen Wust theologischer Weisheit und scholastischen Quarks in die Welt mit hinaus, der er dann richtig für den Inbegriff irdischer Weisheit betrachtet.

Ueber das alles wurde schon viel und von sachmännischer Seite geschrieben; und dennoch führe ich noch ein schlagendes Beispiel hier an, so treffend, so vernichtend, daß es den rosigsten Optimisten und Schwärmer für unser Gymnasium von seinem Wahn befreien muß. In der Unterprima des Gymnasiums zu U. wurden u. a. in der Religionsstunde (Physik, Chemie, Zoologie u. gibt es nicht!) folgende Scholasticismen zum Auswendiglernen diktiert (wörtlich): „Der katholischen Lehre gegenüber, die erstens die Erkenntnis der Sünde und den Schmerz über dieselbe abschwächt, zweitens die Rechtfertigung als eine Gegenleistung Gottes für den guten Willen des Menschen auffaßt — verlangt die protestantische Lehre:

1) Bedingung der Rechtfertigung ist die contritio, Reue, Reue, die nicht in Furcht vor der Strafe, sondern in den „veri terrores conscientiae“ besteht, „quae deum sentit irasci et dolet se peccavisse“.



Hugo Kaufmann del.

Der Ghrtanj. Gemälde von Hugo Kaufmann. (Seite 363.)

- 2) Der Glaube ist ein Akt des Willens, das instrumentum, quo Christum apprehendimus, gleichsam die Hand des Bettlers, die sich der dargebotenen Gabe öffnet und dieselbe ergreift (sic!).
- 3) So wird der Mensch gerecht sola fide und zwar per fidem, nicht propter fidem, d. h. nicht als Belohnung für die sittliche Tat des Glaubens (!). Die Rechtfertigung selbst besteht negativ in der Vergebung der Sünden, positiv u. . . Der Akt der Rechtfertigung ist also keine Rechtmachung, sondern ein „actus forensis“ (?). Zudem der Mensch durch den Glauben Christi und sein Verdienst gleichsam als Schild und Schirm gegen Gottes Gerechtigkeit vor sich hält, sieht Gott denselben als durch die Gerechtigkeit Christi gedeckt an“ — — — (!) — u. — —

Mit solcher scholastischen Katzenmusik mordet man in deutschen Gymnasien die kostbare Zeit! Mit scholastischer Weisheit, die in ein Priesterseminar gehört, aber nicht in eine Erziehungsschule für unsere künftigen Politiker und Lehrer! — nicht vor sechzehn- bis siebzehnjährigen Jungen, die besser in der Naturgeschichte oder in einem Physikbuch studierten. Aber die Naturwissenschaft ist ja der „böse Feind“, vor dem man das Kreuz schlägt und deren Verachtung man dem jugendlichen Scholastiker schon frühe einprägt. Keine Gelegenheit wird versäumt (und jüngere Leser werden das aus der eigenen Gymnasialzeit bezugen), um so früh als möglich den Widerwillen gegen jede fortschrittliche Erregung zu säen — um an die Männer der neuen Zeit, besonders natürlich an Darwin — den tendenziösesten Spott zu vergeuden! Tatsächlich muß in den Augen des jungen aufwachsenden Weltbürgers die Freiheit oder der Fortschritt als identisch mit Zügellosigkeit und Verbrechen erscheinen. — Ein anderer Grund fällt für die Zustände von heute nicht weniger ins Gewicht — die tendenziöse Entstellung der Geschichte und ganz besonders die allgemeine Vernachlässigung der historischen Kenntnis der Neuzeit. Da ist wohl von Griechen und Römern, und zumal von den römischen Imperatoren bis ins kleinste Detail die Rede; die Neuzeit dagegen und die Kulturgeschichte (die doch vor allem bleibenden Wert hat) bleibt dem Schüler verschlossen. Der Zusammenhang aller neugeschichtlichen Ereignisse bleibt ihm ewig verschleiert. Für die Verneinung der Rechtsbegriffe und für die Abstumpfung der guten natürlichen Vernunft sorgt nicht bloß der Religionslehrer, sondern selbst die Herren klassischen Philologen sorgen dafür und der konservativste derselben, der römische Cicero mit seiner Heze auf die „homines novarum rerum cupidi“ — die Freunde des Neuen, der fortschreitenden Entwicklung. Ergo ist alles, was nach freierwilliger Entwicklung riecht, der Mephisto, der Teufel unseres Volkes.

Es scheint wirklich mitunter, als seien unsere Gymnasien kein Institut für Verbreitung von Wissenschaft und Humanität, sondern eine Zuchtanstalt für Minnigerodes und Redakteure der „Kreuzzeitung“!

So betritt also der Gymnasiast mit einem Tornister voll Dogmen und lateinischer Sentenzen die Universität; hier erwartet ihn zunächst nicht ein ernstes Studium, das ihn allein noch retten könnte aus der geistigen Versumpfung — sondern die Genüsse, die lange ersehnten idealen „Diertöpfe Akademie“. Es gehört zum hon ton, daß der moderne Studiosus die paar ersten Semester „verbummelt“ — das „wie“ haben wir geschildert. Ob aber ein solches Leben gerade belebend oder anregend auf die schon erschlafften Nerven, auf das eingeschlafene Gehirn wirken kann, ist eine Frage, die die Herren Ärzte beantworten mögen.

Das Verbindungsleben unserer deutschen Jugend hat unstreitig seine idealen Seiten (vielleicht hatte es diese nur). Die Erziehung des jüngeren Mitglieds durch die Adorparation zum „forschenden Burschen“ oder zum „Mann“ (wie man sich ausdrückt) trägt aber oft einseitige Früchte. Man gewöhnt sich allerdings ein sicheres Auftreten an, lernt Gehorsam und den Stolz, alles sehr löbliche Aufgaben unseres Jahrhunderts. Der Nachteil an der Sache ist leider nur der, daß das sichere männ-

liche Auftreten, wie es zur Zeit der Befreiungskriege bis zu den dreißiger und vierziger Jahren herrschte, heutzutage mit Vorliebe in ein feckes, provozierendes Wesen umschlägt. Und ob die schwer definierbare studentische „Ehre“ nicht sehr oft das Duell aus einer Waffe des Rechts und des Bekränkten, zum Spielzeug oder zur Waffe des Unrechtes und frivolen Uebermuts macht, das ist sicher eine eigene schwerwiegende Frage. Wir verweisen hierbei nur auf die Vorschläge Dr. Küsters über eine studentische Reform; speziell in den Burschenschaften. — Aber revenons à nos moutons — unser Studententum krankt entschieden an einem sehr ernsten und sehr traurigen, vielleicht unheilbaren Leiden — an demselben, wie ein Teil unserer Armee. Die frische frohe Lust von ehemals ist geschwunden — die Lust von heute ist mit schädlichen Gasen geschwängert. Unser Studententum schält sich immer mehr vom Volksleben los, tritt über und außer das Volk, bildet einen Staat, eine Sphäre für sich, die in diametralem Gegensatz mit den Interessen der Gesamtheit steht. Zu keiner Zeit war der Abstand von Studententum und Volksleben — der in den Jahren des sog. „Befreiungskriegs“ bekanntlich gar nicht existierte und z. B. auch in Frankreich noch heute nicht existiert — so markiert, als in unserer Zeit.

Je mehr die Regierung sich in gewissen Gegensatz stellt zu den Interessen der Bevölkerung und in geistiger Beziehung die Zensur und die Intoleranz wieder einführt — in demselben Verhältnisse folgt ihr unsere akademische Jugend, die auf die Staatskarriere angewiesen ist à tout prix! Die „Staatskarriere“ bildet heute eine ganz andere Lockung als früher. Vor allem ist der leitende Staatsmann, der „eiserne Kanzler“, der die Telegramme unserer Studierenden entgegennimmt und beantwortet, natürlich das Ideal jedes jungen Juristen, jedes Strebenden oder auch — Strebers. Ihm gleichzukommen, oder nur wenigstens unter ihm eine Rolle zu spielen ist der einzige Wunsch aller fünf Fakultäten. — Also Karriere machen um jeden Preis! Karriere und Orden und Titel!

Das ist zu beklagen, denn der Egoismus muß jedes Ideal, jedes höhere Streben ersticken. Der Karriere opfert der jugendliche „Streber“ alles — vielleicht die leise, halb unbewußte Regung des Rechts, die trotz seiner Erziehung hin und wieder sich in ihm geltend macht. Auch der Zusammenhang mit dem Militär hat seine sonderbare Wirkung. Denn das Ideal unserer Studenten ist nicht mehr das, sich zu bilden, zu erziehen für das Volk, für die Menschheit — hinauszugehen in die Nacht des Geistes mit der Fackel der Erleuchtung, der Aufklärung — mit dem Schlechten zu kämpfen, komme es von oben oder von unten — und auf eine bessere Zukunft zu hoffen. Gott bewahre! unser Durchschnittstudent findet seinen siebenten Himmel allein in dem rotblauen Rock mit den Lieutenant's Epauletten. — Reservelieutenant — meine Wonne, mein Stolz und mein Glück! — Es ist keine tendenziöse Lüge und keine Phantasie, daß selbst kollegienerrante und narbenvolle Häupter mit fast kindlichem Schauer Abends und Morgens um die Epauletten beten. — Und welches Hochgefühl erst, daß sich der junge Reservelieutenant an einem Feste in Uniform zeigen! — Welch paradiesische Wonne! — auf Ehre!

Dies ist der Boden, auf dem die antisemitische Propaganda Wurzel fassen mußte. — Und in der Tat, sie fand auch einen Widerhall auf unseren Universitäten, der um so stärker war, als die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und die Schlußziehung aus denselben auf einen relativ kleinen, auserwählten Kreis der Hörer der naturwissenschaftlichen Fakultät beschränkt ist. Die rüstige Agitation des „Vereines deutscher Studenten“, der Nobelgarde Stöckers, erregte in der Reichshauptstadt Sensation — denn sie nannten sich „Studenten“ d. h. der Wissenschaft Beflissene! — Wer lacht nicht mit? Der Altgermanismus schoß endlich so dick in die Galme, daß bald, vielleicht heute noch, weder Korps, Burschenschaften, andere Couleurverbindungen, noch selbst Turnvereine, Israelliten oder freisinnige Studenten aufnahmen! — Es kam sogar vor, daß Mitglieder dimittiert wurden, nur weil sie Ver-

wandte von Ruf in der Volks- oder Fortschrittspartei hatten — oder weil sie vor Jahren mit einem politischen Gesetze in leichte Kollision gekommen waren! — Früher waren unsere Korps und Korporationen toleranter! Und ist das nicht ein leidiger Beweis für das oben Gesagte?

So sind eben israelitische oder freidenkende Studenten dazu verdammt, auf die Bänder und Narben zu verzichten, und sich — o Jammer! o Gipfel des Elends! — mit geistiger und wissenschaftlicher Unterhaltung über ihr Mißgeschick zu trösten.

Die Gedankenlosigkeit scheint ansteckend zu wirken — bei geistigem Interesse soll das seltener der Fall sein. Die akademische Jugend ist zumteil (und auf systematischem Wege zwar) unfähig geworden, die Fragen der Zeit zu beurteilen, sie nur zu erfassen. Davor schützt sie die empörende Einseitigkeit ihrer Anschauung, ihrer Unselbständigkeit, die lieber einer „Autorität“, einem „großen Manne“ nachplappert, statt selbst denkt — und das Bier, das sie zu reichlich genießt, um sich nüchternen Urteils zu erfreuen. — Dazu kommt noch ein Kastengeist ersten Ranges, der andere Kreise, besonders den Kaufmanns- und Gewerbebestand mit hochmütigem Lächeln betrachtet.

Und doch hat auch die freiere Richtung noch Boden auf unseren Universitäten — trotz aller Antisemiten und „V. d. St.“! Das Hauptkontingent der „loyalen“ Partei (Loyalität, Patriotismus, Religion hat natürlich nur sie als Monopol) dieser Gesellschaft stellt die Beamtenwelt und der Adel. Der bürokratische Hausgeist hat den Jungen zur Hochschule begleitet, läßt ihn nicht los und inspirirt ihm dort immer von neuem sein herrliches, glänzendes, adliges Selbst — und er ist stolz darauf, unser Junge, in den Lackstiefeln, mit der Reitgerte in der Hand. Vielleicht waren auch Väter und Ahnen, ein halb Duzend Generationen, bis zur indogermanischen Völkerwanderung hinauf, im „Dienste des Staates“ — ein Privilegium, das zum Dünkel berechtigt, ganz abgesehen von dem Vererbungsprozeß, den der Junge selbst dem Namen nach nicht kennt. —

Das Gymnasium oder die Brandenburger Ritterakademie hat sich auch mit wichtigeren Dingen zu beschäftigen, als mit naturgeschichtlichen Hypothesen.

Das Gros der liberalen Richtung der Studentenschaft (und hoffentlich dereinst die Armee unserer Presse) rekrutirt sich fast ausschließlich aus bürgerlichen Kreisen, aus den Familien des höheren und niederen Mittelstandes, der Großindustriellen, Advokaten etc., aus Familien, die vom Staate unabhängig sind und deren Väter vielleicht aus vergangenen Jahrzehnten einen Funken wahrhaft freien Sinnes herübergerettet. — Aber die selbstverständlich stille, geräuschlose Rolle der freisinnigen Studentenschaft tritt notwendig zurück vor der lärmenden Renommée, deren die „alte Schule“ sich eifrigt befeißt; und es macht auf Laien oder Fremde (Tiffot) den Eindruck, als bestände das ganze akademische Leben beim „Volk der Dichter und Denker“ im Bramarbasiren und Trinken! — Und so kommt es, daß hieraus mitunter Konsequenzen gezogen werden, die dem deutschen Volke und seiner akademischen Jugend kein gutes Prognostikon stellen. —

Wir wiederholen: wie bei keinem gebildete Volke, weder in Frankreich noch England, hat das Studentenleben bei uns schöne und herrliche Seiten, und eine Tradition, deren weder Volk noch Geschichte sich schämt. — Es ist noch heute Romantik dabei — aber nur ein Stück, nur ein Stückchen; nur eine Ruine aus einstigen besseren Zeiten. Der deutsche Student hat es nicht verstanden, gleichen Schritt mit der Geschichte, mit der Neuzeit zu halten — obschon er ein Kind dieser Zeit und ein Produkt dieser Verhältnisse ist — und das bricht ihm den Stab. — Unsere Zeit ist unerbittlich — die Romantik zerbröckelt und die Ruine stürzt zusammen unter dem Sturm der Wissenschaft und der neuen Interessen; und mit der Ruine verschwindet auch hoffentlich ihr schlimmer unheimlicher Geist, der die geistige Entwicklung unserer reiferen Jugend aufs empfindlichste schädigt.

Das Innere der Erde.

Eine Auseinandersetzung über den gegenwärtigen Stand einiger Fragen der Wissenschaft.

Von Bruno Geiser.

(Schluß.)

Nun also zu unserem Haupttema: der Frage nach der Beschaffenheit des Erdinnern.

In der 1867 beendeten zweiten Auflage des großen Meyer'schen Konversationslexikons findet sich im Artikel Erde folgender Passus:

„Wahrscheinlich ist das ganze Innere der Erde eine feurig-flüssige geschmolzene Masse, und die alte Theorie eines Zentralfeuers wäre somit wieder zu Ehren gelangt.“

Besagtes Zentralfeuer, auf welches danach unsere moderne Wissenschaft glücklich zurückgekommen wäre, ist der Gegenstand einer Hypothese, die zum mindesten ein außerordentlich ehrwürdiges Alter für sich hat.

Schon die Pythagoräer (500 J. v. Chr.) meinten, dieses Zentralfeuer als Mittelpunkt und belebendes Element des Weltganzen entdeckt zu haben, und vielen Männern der modernen Wissenschaft kam es deshalb wieder „wahrscheinlich“ vor, weil die Kant-Laplace'sche Theorie der Planetenentstehung, welche heute noch so ziemlich allgemein als richtig angenommen wird, von dem Gedanken eines ursprünglichen feuerflüssigen Zustandes des Erdkörpers überhaupt ausgeht, woraus man sich durch Abkühlung von außen nach innen den Erdball in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit hervorgegangen dachte.

Einen erneuten Beweis, welch ein zähes Leben in der Theorie dieses Zentralfeuers hat, liefert u. a. die neueste Auflage des großen Brockhaus'schen Konversationslexikons, die in ihrem zu Ende 1883 erschienenen 5. Bande unter Erde über das Erdinnere sich so vernehmen läßt:

„Ueber die Beschaffenheit und den Zustand des Innern der Erde (des Erdkerns) liegen keine direkten Beobachtungen vor, da man mit Bohrlöchern und Schächten nur wenig über 1000 bis 1200 Meter tief in die Erdrinde eingedrungen ist. Jedoch läßt sich daraus, daß die Erdwärme mit der Tiefe überall zunimmt, ferner aus der allgemeinen Verbreitung von warmen und heißen Quellen, aus der Eruption geschmolzener Gesteinsmassen (Laven), aus der Bildung von Gebirgsfalten durch Abkühlung und Zusammenziehung der Erdrinde schließen, daß deren Inneres glühend oder glutflüssig ist. Ferner weist das hohe spezifische Gewicht der Erde (= 5,6) und die Zunahme der Dichtigkeit derselben gegen ihr Zentrum darauf hin, daß das Erdinnere aus Metallmassen, vorzüglich aus Eisen bestehen dürfte. Endlich geht aus der Entwicklung enormer Gas- und Dampfmassen und Vulkane und Lavamassen hervor, daß dieses glutflüssige Innere von Gasen und Dämpfen durchtränkt ist.“

Also: es bleibt beim bald 2½ Jahrtausende alten pythagoräischen Zentralfeuer, für das es zwar keine direkten Beweise gibt, auf das man jedoch aus einer ganzen Reihe von höchst plausiblen Gründen „schließen kann“.

Betrachten wir uns den gegenwärtigen Zustand der hier maßgebenden geologischen Wissenschaft etwas genauer.

Wir können uns dabei der bewährten Führung des berühmten Geologen Prof. Dr. von Lasaulx überlassen, der darüber in einer tief eindringenden und alles Wichtige umfassenden Abhandlung, betreffend den Erdball als Ganzes und seine

Beschaffenheit, im Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie, welches den ersten Teil der zweiten Abteilung der „Encyclopädie der Naturwissenschaften“ bildet, Rechenhaft gibt.

Professor v. Lasaulx geht, wie die gesammte Geologie der Gegenwart, auch von der Kant-Laplace'schen Theorie aus, wonach die Erde ein aus dem gasförmigen und flüssigen Zustand durch allmähliche Abkühlung und Verdichtung festgewordener Planet sei.

Er führt eine Reihe sehr triftiger Gründe dafür ins Feld, darunter den einen, daß die Erde in ihrem Innern „einen nach der Tiefe zunehmenden Wärmeschatz birgt, der nicht aus äußeren noch jetzt wirksamen Vorgängen hervorgeht oder sich erneuert, nicht erst jetzt in derselben erzeugt wird, sondern nur als Rest einer noch höheren Wärmemenge aus früheren Entwicklungsstadien“ seine Erklärung findet.

Dazu kommt des weiteren die durch die astronomischen Beobachtungen über Bahn und Bewegung der Erde völlig unzweifelhaft erwiesene Tatsache, daß der Schwerpunkt der Erde mit ihrem Mittelpunkt zusammenfällt, woraus hervorgeht, „daß im großen und ganzen die Verteilung der Dichtigkeit der Erde um diesen Mittelpunkt eine allseitig symmetrische ist, d. h. es müssen vom Mittelpunkte aus konzentrische*) Schichten, der abgeplatteten ellipsoidischen**) Gestalt der Erde konform (gleichgestaltet) verlaufend, aufeinander folgen, die nach dem spezifischen Gewicht in einer nach der Peripherie abnehmenden Stala (Stufenfolge) sich ordnen.

„Eine solche regelmäßige Anordnung nach dem spezifischen Gewicht setzt aber wiederum für die früheren Phasen der Erdentwicklung eine Beweglichkeit der Schichten voraus, die nicht wol anders als in ursprünglich flüssigem Zustande gefunden werden kann. — —

„Endlich ist auch die abgeplattete sphäroidische***) Gestalt der Erde eine solche, daß dieselbe nur in der Annahme ihre Erklärung findet, daß sie die Folge ist der Rotation einer noch nicht in den festen Zustand übergegangenen Sphäre (Kugel). Keine der andern bis jetzt versuchten Erklärungen, welche von einem früheren flüssigen Zustand der Erde Abstand nahmen, z. B. diejenige, welche die Abplattung wesentlich als Werk der Verwitterung darzustellen versucht, haben sich als stichhaltig erwiesen. — —

„So stimmen denn alle Erscheinungen der Gestalt, der Dichte und der Wärme an der Erde vollkommen mit der Annahme der langsamen Abkühlung und des allmählichen Uebergangs aus einem gasförmigen in einen flüssigen und aus diesem in einen festen Zustand des Erdkörpers überein.“

Dem Professor von Lasaulx ist damit nun aber die Frage nach der Beschaffenheit des Erdinnern noch keineswegs entschieden.

„Denn,“ sagt er im strikten Gegensatz zu der unwissenschaftlichen Leichterzichtigkeit der Beweisführung in dem betreffenden Artikel des Brodhans'schen Konversationslexikons †), „keine der im Vorhergehenden angeführten und erörterten Beobachtungen führt auch unter Zugrundelegung der Kant-Laplace'schen Theorie mit Notwendigkeit auf die Annahme eines bestimmten Aggregatzustandes im Innern der Erde hin. Wir werden im Verlaufe unserer Betrachtung sehen, daß selbst die flüssige Form der geschmolzenen Laven, die aus dem Erdinnern an die Oberfläche treten, doch nicht die Annahme eines flüssigen Aggregatzustandes des gesammten Erdinnern oder auch nur einzelner Teile notwendig macht, so wenig wie gasförmige Emanationen einen solchen Zustand des Innern erweisen. Beide können sehr

*) Konzentrisch sind Kreise verschiedener Größe, welche den Mittelpunkt mit einander gemein haben.

**) Eine Ellipse ähnlich; eine Ellipse ist einer der drei sogenannten Kegelschnitte; die zwei andern heißen Parabel und Hyperbel. Eine Ellipse ist die Schnittfläche eines durch eine Ebene nicht parallel der Grundlinie durchschnittenen Kegels.

***) Ein Sphäroid ist ein in seiner Gestalt der Kugelform nachkommender Körper.

†) Auf dessen wissenschaftliche Vortrefflichkeit damit übrigens keineswegs ein Schatten geworfen werden soll.

wohl unter gewissen Bedingungen lokal aus dem festen Aggregatzustand*) hervorgehen.“

Lasaulx unterwirft nun folgende Möglichkeiten seiner kritischen Betrachtung:

1) Die Erde ist durch und durch fest.

2) Die Erde hat einen flüssigen oder gasförmigen Kern und eine feste Rinde.

3) Die Erde hat einen festen Kern und eine feste Rinde, zwischen beiden liegt eine flüssige oder teilweise dampfförmige Zone.

4) Die Erde ist größtenteils fest und nur einzelne Reste flüssiger oder gasförmiger Masse finden sich im Innern.

Um uns über den gegenwärtigen Zustand des Erdinnern aufzuklären, müssen wir uns den Vorgang der Verdichtung und Abkühlung, soweit es unsere Wissenschaft erlaubt, mit allen Einzelheiten vor Augen führen.

Als die Erde noch eine glühende Gasmasse von einem natürlich ungeheuer viel größeren Durchmesser war, als der Durchmesser der Erde in der heutigen Gestalt ist, stellte sie unzweifelhaft auch ein Sphäroid dar, dessen Schwerpunkt eben da gewesen sein wird, wo der Erdmittelpunkt liegt.

Auf die glühenden Gasteilchen im Innern dieses Sphäroids übte nun die Gaschülle einen Druck nach dem Schwerpunkt hin aus, der desto größer war, je näher die Gasteile dem Schwerpunkte sich befanden.

Die Druckverschiedenheit in den verschiedenen Regionen des Gasgemenges war vermutlich die einzige Differenz zwischen dessen Teilen; die ungeheure Wärme ließ keinen andern Zustand als den völliger Dissoziation**) aller Elementarbestandteile zu.

Der beträchtliche Druck in den Gaschichten um den Schwerpunkt erzeugte auch eine beträchtliche Spannung (Tension) des Gases; jedoch geht aus dem Umstande, daß keine Auflösung und Zerstreung der Gasmasse in den Weltraum erfolgte, daß vielmehr eine Entwicklung der Erde nach der Richtung größerer Dichtigkeit hin stattfand, die Tatsache hervor, daß der Druck wenigstens noch um ein kleines erheblicher war, als die Tension.

Dieses wenn auch nur geringe Uebergewicht des Druckes im Innern des sphäroidischen Gasgemenges veranlaßte hier zuerst den Uebergang der gasigen Teile in den flüssigen Aggregatzustand, so daß sich also zunächst um den Mittelpunkt eine glutflüssige Schicht bildete.

Je mehr nun die Temperatur des gesammten Sphäroides abnahm, desto weiter schritt die Kontraktion (Zusammenziehung) desselben vor. Allerdings erfolgte die Abkühlung in erster Linie an der äußeren, dem Weltraum zugewendeten Fläche, hier würde also auch zuerst eine flüssige Schicht vorhanden gewesen sein, wenn nicht die durch die Abkühlung flüssig gewordenen Teile infolge ihrer größeren Verdichtung auch schwerer geworden wären und in dem leichteren Gasmeere notwendig dem Schwerpunkt zu hätten niedersinken müssen.

Der Umstand, daß die flüssig gewordene Masse bei ihrem Versinken im Gasmeere stetig in Regionen höherer Temperatur kam und somit unter sonst gleichen Verhältnissen wieder in den gasförmigen Aggregatzustand hätte zurückkehren müssen, konnte eine Aenderung in den Zusammenhangsverhältnissen der Flüssigkeitsteilchen nicht bewirken, weil mit der Temperatur, wie wir uns eben überzeugt haben, auch der Druck, welcher auf die sinkende Flüssigkeit von allen Seiten her wirkte, mehr und mehr wuchs, — der zusammenhaltende Druck also die Wirkung der ausdehnungsbefähigten Wärme aufhob.

Trotz der an der Oberfläche des Gasphäroides zunächst wirkenden Abkühlung mußte also der Uebergang aus dem gasförmigen Aggregatzustand in den flüssigen von innen nach außen

*) Aggregatzustand ist die Art, wie die Teile eines Körpers mit einander verbunden sind, d. i. entweder fest oder flüssig oder gasförmig.

**) Zerlegung der Körper durch Wärme, welche bei einem gewissen Temperaturgrad beginnt und bei einer gewissen höheren Temperatur ihren höchsten Grad erreicht.

erfolgen und die Erde im letzten Stadium dieser Entwicklungs-
epoche sein ein glutflüssiges Sphäroid, welches die Gaschülle
allseitig umgab. „Das wäre also etwa,“ wie Lasaulz sagt,
„die Sonnenphase unseres Planeten gewesen“.

Bei einem bestimmten Grade der Abkühlung dieses Sonnen-
körpers trat, wieder anfänglich an einzelnen Teilen der Ober-
fläche, die Verwandlung des flüssigen Aggregatzustandes in den
festen ein.

Dabei wird nun ein anderer bedeutungsvoller Umstand eine
gewichtige Rolle gespielt haben: nämlich der, daß in dem
Sphäroid, „in dem alle Elemente und deren Verbindungen in
einer schmelzflüssigen Lösung gleichzeitig vorhanden waren,“ und
der im Verhältnis zu seinen elementaren Bestandteilen ein
mittleres spezifisches Gewicht aufzuweisen hatte, bei dem Punkte
der Erstarrung, wo eine Scheidung und ein Festwerden einzelner
Stoffe oder Verbindungen beginnen konnte, diejenigen Elemente
oder Elementarverbindungen zuerst erstarren mußten, die den
höchsten Schmelzpunkt haben, d. h. bis zu einem sehr hohen
Temperaturgrad im festen Aggregatzustande zu beharren ver-
mögen.

Es wird sich nun fragen, wie hoch das spezifische Gewicht
dieser schwerstschmelzbaren und damit am leichtesten festwerden-
den Stoffe ist.

In folgender Tabelle stellt Prof. v. Lasaulz die wichtigsten
Elemente nach ihrem Schmelzpunkte und spezifischen Gewicht
zusammen:

Zuerst die Schwermetalle, d. h. diejenigen Metalle, deren
spezifisches Gewicht mehr als 5,0 beträgt:

	Schmelzpunkt	spez. Gewicht
Iridium	2700°	23,0
Platin	2000°	21,5
Wolfram	1700°	16,6
Nickel	1600°	8,8—9
Mangan	1600°	7,2
Kobalt	1400°	8,9
Kupfer	13—1400°	8—9,0
Eisen	1200°	7,6
Gold	1100°	19,3
Silber	1000—1100°	10,5
Antimon	425°	6,7
Zinn	412°	7—7,2
Blei	325°	11,37
Kadmium	320°	8,6
Bismut	267°	9,9
Zinn	225°	7,3
Quecksilber	—39°	13,6

Dann die Leichtmetalle und Metalloide:

Silicium	2000°	2,1—2,6
Baryum	Rotglut*)	3,6
Aluminium	"	2,56
Calcium	"	1,5
Magnesium	dunkle Rotglut	1,75
Natrium	95°	0,972
Kalium	62,5°	0,865
Phosphor	44°	1,8—2,1

Aus dieser Tabelle ersehen wir, daß die Stoffe, welche am
schwersten schmelzbar sind, meist auch ein sehr hohes spezifisches
Gewicht haben, so Iridium, Platin, Gold, Wolfram u. s. w.,
wenn auch der Grad ihrer Schmelzbarkeit nicht genau mit der
Höhe ihres spezifischen Gewichtes übereinstimmt, wie dies z. B.
beim Gold nicht der Fall ist, welches spezifisch schwerer ist als
Wolfram und doch bei erheblich geringerer Temperatur schmilzt
als dieses; des weiteren lehrt die Tabelle, daß mit den schwersten
Metallen diejenigen Elemente in der Schwerstschmelzbarkeit oder,
anders ausgedrückt, in der Fähigkeit, leicht fest zu werden,
konkurriren, beziehentlich ihnen nahe kommen, welche vorzugs-

weise an der Bildung der Silikate beteiligt sind, d. h. jener
Kieselsäureerze, aus denen die große Masse der Mineralien
besteht.

Danach erstarrten an der Oberfläche des glutflüssigen Sphä-
roids zuerst die schwersten Metalle und dann die Kieselsäure*)
und die Silikate.

Jene schwersten Metalle nun waren viel schwerer als das
ein mittleres spezifisches Gewicht aufweisende Gemenge, woraus
das feuerflüssige Sphäroid bestand, sie mußten daher, durch den
erhöhten Druck immer fester und starrer werdend, nach dem
Mittelpunkt hin unter sinken und sich um denselben als Erdkern
herumlagern.

Die Kieselsäure und ihre Salze dagegen waren erheblich
leichter als das feuerflüssige Gemenge, blieben deshalb auf der
Oberfläche und vermochten allgemach eine feste, die ganze Erde
umhüllende Rinde herzustellen, die von der darunter befindlichen
Schmelzflüssigkeit getragen wurde.

Beide, Kern und Rinde, wuchsen bei fortschreitender Er-
starrung des gesammten Sphäroids einander entgegen, indem sich
alle ein höheres spezifisches Gewicht, als die zwischen Rinde
und Kern liegende Schmelzflüssigkeit, habenden Elemente und
Elementarverbindungen dem Kern und alle spezifisch leichteren
der Erde in festem Aggregatzustande anlagerten; ein Vorgang,
der die Möglichkeit sehr wohl zuläßt, daß sowohl in den
erstarrten Schollen des Kerns als in denen der Rinde mecha-
nisch eingeschlossen solche Körper zurückgehalten wurden, welche
entweder spezifisch zu leicht waren, um sich selbständig an den
Kern anzusetzen, oder spezifisch zu schwer, um ohne jenen mecha-
nischen Einschluß Bestandteil der Rinde zu werden.

Dieser Theorie der Erstarrungsvorgänge an unserm Erd-
körper entspricht die Annahme einer Mittelzone, Medianzone,
wie sie Lasaulz nennt, welche zuletzt erstarrt ist oder sich viel-
leicht heute noch im feuerflüssigen oder doch wenigstens im
sogenannten viscosen Zustande befindet, d. h. dem der Er-
starrung vorangehenden Zustande der Halbflüssigkeit. Aus der
Annahme der Existenz einer solchen Medianzone lassen sich
vulkanische Eruptionen und verwandte Naturerscheinungen auf
das leichteste und ungezwungenste erklären.

Was nach der im Vorstehenden in gedrängtester Kürze ent-
wickelten Theorie, welche den heutigen Standpunkt der geologi-
schen Wissenschaft in der Frage nach dem Erdinnern bezeichnet,
zusammenfassend über dieses gesagt werden kann, ist nun nach
Lasaulz folgendes:

- 1) Das Innere der Erde enthält eine intensive Wärme-
quelle als Rest eines früheren heißflüssigen Zustandes.
- 2) Die Dichte der Erde läßt eine zonenweise Zunahme
desselben nach dem Innern, also die Folge immer schwererer
Schichten in der Erdfeste voraussetzen. Auch das ist die Folge
einer nur im schmelzflüssigen Zustande möglichen Anordnung.
- 3) Die Erde ist demnach ein erkaltender Körper und in Folge
desselben ein sich kontrahirender Körper.
- 4) Die Erde ist größtenteils fest, d. i. erstarrt. Zwischen
der festen äußeren Rinde und einem festen Kern liegt eine
zuletzt erstarrte oder vielleicht noch in dem viscosen Zustande
befindliche Medianzone.
- 5) Diese Medianzone befindet sich jedenfalls in einem über
ihren Schmelzpunkt um ein Bedeutendes überhitzten Zustande.
Durch Aufheben des auflastenden Druckes kann sie stellenweise
in den leichtflüssigen Zustand zurückgeführt werden. Das Em-
portreten flüssiger Laven ist kein Beweis für das Vorhandensein
eines flüssigen Erdinnern, das astronomisch und physikalisch un-
wahrscheinlich ist.

*) Die Rotglut beginnt so ziemlich gleichmäßig bei allen Körpern
etwa um 400°, am ehesten bei Gesteinen, insbesondere kalkhaltigen, bei
Blutspat schon bei 300°, und verwandelt sich bei 1000° Dize in Gelb-
glut, bei 1200—1300° in Weißglut, welche letztere ihre größte Intensität
bei 1500—1600° erreicht.

*) Die Kieselsäure, Siliciumsäure oder Kieselerde, ist eine Verbin-
dung von Silicium mit Sauerstoff; sie erscheint am reinsten kristallisiert
als Bergkristall, ferner als Quarz, Topas, Opal, Chalcedon, Feuer-
stein, Sandstein, Sand u. s. w.

In Konzert Bülse.

Eine musikalische Plauderei. Von J. Stern.

Der prachtvolle Festsaal der Stuttgarter Lieberhalle war bis auf den letzten Platz besetzt. So stark auch das Publikum in der verfloffenen Saison mit Musik aller Art überfüllt worden war, Bülse zu hören durfte man nicht versäumen. Da stand er auf dem Podium, reich decorirt wie ein General mitten unter seinen Stabsoffizieren, die musterhaft diszipliniert jeder Bewegung des Taktstocks in gleichem Schritt und Tritt folgten. Stürmischer Beifall brauste durch den Saal, als das Stück zu Ende war, währenddessen ich den leidlich passibaren Mittelgang zu gewinnen suchte, um vielleicht doch noch einen Platz zu erobern. Es ist ein unbehagliches Gefühl, wenn man so als Zuspätgekommener, wie der Poet bei der Teilung der Erde, Spieghelren laufen muß zwischen den Leuten, die mit impertinenter Behaglichkeit ihre sicheren Plätze behaupten und einen starren Angaffen, wie einen unbefugten Eindringling. Schon wollte ich wieder den Rückzug antreten, als ich einen nicht eben sanften Schlag auf den Rücken erhielt. Mich rasch umwendend fiel mein Auge auf einen älteren Herrn, der seine Garderobe, Hut und Ueberzieher, von einem Stuhl nahm und mir winkte, Platz zu nehmen. Diese hierorts nicht eben häufige Liebenswürdigkeit sprach gegen den stark ins Mephistophelische spielenden Gesichtsausdruck des Unbekannten auffällig ab. Sarkastisch verzogene Mundwinkel, gekniffene, schadenfrohe Augenlein, lauernde Haltung des Hauptes — sollte mich der Mann zum Opfer seiner satirischen Laune ausersuchen haben? Ich überlegte nicht lange und setzte mich hin, während die Kapelle die nächste Programmnummer in Angriff nahm. Es war ein Potpourri. War der Applaus vorhin stürmisch, so war er diesmal ordentlich. Da Capo! brüllte es von allen Seiten, während die Physiognomie meines Unbekannten sich bis zum Grinsen verzerrte und sein Kopf immer heftiger verneinend schüttelte. Auf die Gefahr, von ihm satirisch geschunden zu werden, begann ich: Bülse hat nicht Ihren Beifall? — Sie verstehen mich falsch, mein Herr; gegen Bülse habe ich nichts, aber gegen die Komposition. Daß ein Kapellmeister von Geschmack solchen Kahl aufstischen mag, begreife wer kann. — Wenn ich Sie recht verstehe, sagte ich, hat Ihnen dieses Potpourri nicht gefallen. — Dieses Potpourri, was soll denn jüst dieses Potpourri verbrochen haben? Es ist nicht schlimmer als seine Kameraden. Wissen Sie, was so ein Potpourri ist? Eine Harlekinsjade, aus bunten musikalischen Bezen zusammengeschnitten, oder besser, zusammengeschnitten. Schreiner heißt ja wohl der Kerl (er sah durch seinen Kneifer auf das Programm), der das Zeug fabrikmäßig herstellt. — Sie brechen also den Stab über das Potpourri, das beim Publikum so beliebt ist? — O das süße Publikum mit seinen Midasohren! höhnte er. Aber wann hätte ich denn den Stab darüber gebrochen? Wo es hingehört, laß ichs gelten, in einer Faschnachtsreunion ist es an seinem Platz; aber Abend für Abend derlei Alt anhören zu müssen, noch dazu auf Beethoven! — Die Musik unterbrach unsern Dialog, ein Walzer von Johann Strauß wurde gespielt. Wissen Sie, wie mir so ein Straußscher Walzer mit seiner feierlichen Einleitung vorkommt? begann mein Nachbar wieder, als eine Pause eingetreten war. Wie in „Robert der Teufel“ die gespenstischen Nonnen. Plötzlich werfen sie die Kapuzen ab und stehen in ihrer wahren Gestalt da, als leichtfertige Balletteufen. Edles Patoß als raffinierte Folie für die Lächerlichkeit! und das im Zeitalter Richard Wagners! — Sie lieben Wagner? Stellen Sie ihn auch über Mozart? — Sancta Simplicitas! verzehte mein Unbekannter, muß man denn immer einen Genius verkleinern, wenn man einen andern erhebt? Hat der Olymp oder meinethwegen der Parnas nicht Platz für viele Götter? Weil Sie nun aber doch Mozart und Wagner zusammengestellt haben, will ich Ihnen mit einem Gleichnis dienen. Hören Sie: Mozart ist Champagner, Wagner Rheinwein; oder wenn Ihnen das zu trivial klingt: Mozart führt uns durch einen lachenden Blumengarten, Wagner durch einen brausenden Eichenwald. — Das wieder beginnende Spiel der Musik ließ mir Zeit, über den sonderbaren Vergleich nachzudenken. Nachdem dieselbe geendet hatte und die große Pause eingetreten war, fuhr er fort: In allen Künsten lassen sich zwei Hauptrichtungen unterscheiden. Die eine steht aus einem mit der Welt zufriedenen Gemüt. Des Künstlers Auge ruht mit innigem Wohlgefallen auf den Erscheinungen des Daseins, seine Seele ist mit Entzücken über alles Große und Schöne getränkt und sie strömt es aus und spiegelt es wieder wie der Taurotropfen die Strahlen der Morgenjonne. So Raffael, Goethe, Mozart. Die andere Richtung ist jenen Geistern eigen, deren Blick auf das Unvollkommene in der Welt gerichtet ist, auf die Schranken des Daseins und Dissonanzen des Lebens. Nicht passiv verhalten sie sich dagegen wie zu etwas Unabänderlichem, sie sind vielmehr von dem heroischen Drang besetzt, jene Schranken zu durchbrechen, in die Speichen des Kulturwads mächtig einzugreifen, die Welt umzugestalten und eine bessere Zukunft herbeizuführen. Die Werke dieser Künstler atmen nicht eitel Wohlklang und Weltfreude, absolute Schönheit, wie die der ersteren. Die Stimmung, in welcher sie konzipiert werden, ist Verstimmung, die sich bald in tiefer Wehmut äußert, bald in finstrem Groll, bald aber auch in energischem Ringen und Rütteln, in willenskräftigem, titanischem Stürmen (was aber nicht mit dem Sturm und Drang der Unruhe zu verwechseln ist). Haben Sie schon die Propheten und Sibyllen gesehen, welche der Titane Michelangelo an die Dede der Sigtina gemalt hat? Haben Sie gemerkt, wie diese gewaltigen Gestalten in tieferster Betrachtung und gramvolles Brüten versunken oder von stürmischer Erregung bewegt sind? Von tiefstem Gefühl für die Schäden ihrer Zeit

erfüllt, vereinigen sie den reinsten Willen und die stärkste Kraft, eine bessere Zukunft herbeizuführen und tragen in ihrer Brust die kommenden Geschide. Der männliche, heroische Stil Michelangelos ist auch der Richard Wagners, spröde, herbe Großheit des Stils ist beiden gemeinsam, beide sind Meister im Ausdruck energischen Wollens, mächtiger Tatkraft. —

Wie war der Mann nunmehr so ganz verändert! Jeder satirische Zug war verschwunden und aus seinem Auge blitzte das Feuer jugendlicher Begeisterung. Als aber die Musik eine Quadrille aus „Carmen“ zu spielen begann, war er plötzlich wieder verwandelt, wie von Circés Stab berührt. Carmen, musikalischer Zolaismus, brummte er. Zingeltangel-Operette, die Gott danken mag, daß ihr der Librettist einen tragischen Ausgang gegeben hat, denn ihm allein verdankt sie ihre Aufführung auf besseren Bühnen. — Diese Carmen, bemerkte ich, war in der letzten Saison das beste Zugstück unseres Hoftheaters. — Glaubst du, war seine Antwort, und ich wette, fuhr er fort, daß Figaro und Fidelio vor leeren Bänken gespielt werden. — So ist es in der Tat. — Und doch ist das dumme Wort vox populi vox Dei noch nicht polizeilich verboten. Da fällt mir eine Erzählung aus dem Talmud ein. Zwei gelehrte Rabbiner gingen mit einander auf Reisen und kamen in eine große Stadt, wo sie mehrere Vorträge halten wollten. Der eine sprach ernst und eingehend über religiöse und sittliche Gegenstände, doch kaum ein Duzend Zuhörer hielten bei seinen Vorträgen aus. Der andere unterhielt das Publikum mit Parabeln, Anekdoten und Wizen und fand ein begeistertes Auditorium. Hierüber war der erstere schwer gekränkt; sein Kollege aber tröstete ihn und sagte: Zwei Händler schlugen ihre Buden auf. Der eine verkaufte bunte Glasperlen, der andere ächte Brillanten. Weißt du, zu welchem von beiden die Leute liefen? Zu dem, welcher bunte Glasperlen feilbot. — Gute Nacht, mein Herr!

Unsere Illustrationen.

Der Stadtherr auf dem Lande. (S. 345.) In recht anmutiger Weise hat der Zeichner unseres Bildes ein Stück glücklichen Dorflebens zur Anschauung gebracht und den wohlthuenden Eindruck geschildert, den derselbe in seiner Einfachheit, Ungezwungenheit und robusten Gesundheit auf den Sommerfrischler macht, der seinen Lungen das Labial eines frischen Sauerstoffs und seinen Beinen die Wohltat einer Fußtour bereitet, nachdem er zehn Monate an das Altpulver in der dumpfen Schreibstube gebannt war. Wie geht ihm das Herz auf in der freien Natur mit ihren grünen Tälern und Höhen, dem erquickenden Geruch der buntbepflanzten Felder und dem majestätischen Anblick des Waldes, der sich am tiefblauen Horizont malerisch abzeichnet. Wie entzückt ihn der melodische Schlag der Schwarzmajel, der aus einem nahen Gehölz tönt und mitunter von den munteren Wirbeln einiger Buchsinnen unterbrochen wird. Die halbdreherischen Koloraturen der Primadonna des königlichen Hoftheaters, die er neulich am Geburtsfest Seiner Majestät pflichtschuldigst angehört hat, haben nicht entfernt so auf ihn gewirkt, wie dieses Konzert der Naturfänger, die mit der geringen Gage von mehreren Fruchtkörnern und ein paar Würmchen des Tages vorlieb nehmen. Nicht minder behagt ihm die trauliche Gruppe, die wir auf unserem Bilde sehen, und er läßt sich sogar herbei, von dem barfüßigen Roznäschen einen Patz zu verlangen. Der Kleine aber weiß die Liebherablassung noch nicht zu würdigen und sträubt sich gegen die Verlosung; vielleicht wittert er in dem Fremden einen jener konservativen Bauernfänger, die sich um die Günst des armen Mannes so angelegentlich bemühen. — O rus (O Land!) ruft schon der alte Horaz sehnsüchtig aus, mitten in den Herrlichkeiten der prächtigen Roma, und bis herab zu Schiller, der in seiner „Braut von Messina“ singt:

Wohl dem, selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen
Kindlich liegt an der Brust der Natur

ist dieses Thema in zahllosen Weisen variiert worden. Niemals aber hat das Lob des Landlebens so böses Blut gemacht, als das des Aristodemus Frischlin, des hochberühmten, freimütigen und vielangebeteten Gelehrten und Dichters aus dem 16. Jahrhundert. Seine Rede über das Bauernleben war es, mit welcher er einen Sturm gegen sich heraufbeschwor, der seine Wohlfahrt in den Wurzeln erschütterte und schließlich seinen tragischen Tod herbeiführte. Denn neben Lobpreisungen des Landlebens enthält die auch jetzt noch sehr lehrwerte Rede heftige Ausfälle auf den Adel seiner Zeit, so daß sie ihm beinahe den ganzen Adel seines Landes auf den Hals hezte. „Was soll ich aber sagen, heißt es darin u. a., von dem grausamen Witten, das adelige Leutgreffer an ihren Bauern verübten? Es gibt an gar vielen Orten zahlreiche Edelleute, von welchen ein jeder etliche ganz unschuldige Bauernreicher geringer Ursach willen auf den Tod oder auch gar zu tot geschlagen hat. Und wer hat dennoch niemals gehört, daß man einen solchen den peinlichen Prozeß gemacht oder gar mit dem Henker gestraft hätte? Versucht es aber einmal jemand, dem von einem solchen Bauernschinder eine Schmach widerfahren ist, solche zu rächen, so hängen sich alle Adlige wie die Glieder einer Kette einander und veranstalten gegen den einzelnen eine Meuterei, wie vor Zeiten Catilina in Rom. Es bewiesen fürwahr die deutschen Fürsten, und sonderlich der Kaiser, den Menschen eine große Gnad, wenn sie solche Unmenschen mit ihren

Pferden und Schloßern vertilgt und man sollte sie ihres adeligen Namens und Vorrechts anderer Gestalt nicht lassen genießen, denn daß man sie als höhere Personen auf einen höheren Galgen hänge als andere Leute.“ Die Rede handelt weiter „von den groben, onerfahrenen, stolzen Prachtbanen unter dem Adel, die mit meinen, daß die Bauern auch Feind seien und gedanken, es muß jedermann ihrer Gnade geloben. Was ist das für eine Hoffahrt derjenigen, welche niemand für edel halten, er könnte denn seiner Voreltern rostige Bildnisse oder Wappen aufweisen und sein Geschlecht von seinen vier Ahnen oder Urhahnen auswendig erzählen? Daher kommt es, daß die rohesten und unwissendsten Edlinge die gelehrten und besten Leute verachten, und weil sie mit dem dummen Wahn ihres Herkommens aufgeblasen und geschwollen sind, so wollen sie allenthalben am Brett sitzen, in allen Dingen den Vorzug haben, in Höfen und in Kanzleien sollen wir ihrer Gnade froh sein und ihnen zu Füßen fallen. Ich aber halte dafür, daß nichts Nüchternes und Cilleres jemals von Menschen erdacht sei und welches weniger Festes zum Greifen in sich habe, als der Adel.“ Daß auch sie und da wadere und tüchtige Edelleute gefunden werden, räumt Frischlin ein; diese seien auch von seiner Rede nicht betroffen, sondern allein „die übermütigen Scharhanssen und Dummenschen, die vornehmen Rottierer, da ich wünsche, daß einmal ein anderer Heikules käme, als da war Kaiser Maximilianus der Erste, der sie austrotete.“ Unter den Tugenden des Landvolks wird von Frischlin besonders die Mäßigkeit gerühmt und damit werden „unsere schwitzenden, rülpfenden, gleich Mastochsen ausgestopften Hofleute“ verglichen. Dann fährt er fort: „Aber in Fürsten- und Herrenhöfen, da ein jeder begehrt, reich zu werden, da sind gemeinlich unruhige Herzen und ein solcher Mißgunst, der mit wohl kann größer sein. Denn da mißgönnt einer dem andern sein Glück und will ein jeder zum besten bei dem Herrn daran sein, damit er zum meisten davon bringe, und wenn er sieht, daß ein anderer neben ihm in gleichen Gnaden, so lügt er, wie er ihn kann durch List, durch Verleumdungen, durch Schmachreden, durch allerlei Trug von seinem Glück abtrennen und bei dem Fürsten in Ungnade bringen. Da er das nicht kann, so stellt er demjenigen nach dem Leben heimlich, welchen er gern untergedrückt sehen möchte. Dieser Hofneid und Mißgunst erstreckt sich weit und breit, fürnehmlich aber übt er seine Macht wider die Gelehrten und Erfahrenen, denn solche stehen ihnen am meisten im Weg. An den Höfen herrscht der Neid, die Verleumdung, die Witterei. Deshalb billig das Leben der Bauern und Hirten zu loben und die Aderleute zu lieben, bei welchen kein solch Dubsenstück, Sünd, Lafter und Schinderei in Schwanz gehet.“ Ein andermal redet er von „Schreien und Schnarchern, die ihr Leben lang noch nicht weiter gekommen, denn ein Mühlkarr und trotzdem sich gegen männiglich übermütig aufbäumen“ und er nennt eine Anzahl Adeltiger „grobe Knöpfe, welche, wenn sie zu Rosen aufgehen sollten, so würden die Blätter aussehen wie Eiskohlen.“ — Mit dieser Rede hatte Frischlin in ein böses Wespenneß gestochen. Man nannte adeligerer die Schrift eine Sturmglode des Aufruhrs, deren Verfasser als Staatsverbrecher und Schänder der Ehre und des Ansehens der Obrigkeit den Galgen verdienen und der Haß der blaublütigen Junker ging so weit, daß sie Mordmörder gegen Frischlin auswendeten. Zahlreiche Attentate wurden auf ihn verübt und daher mit ihm verwechselt wurden. Ein Dr. Freschel z. B. wurde einmal zwischen Anspach und Schwäbisch-Hall von zwanzig Verrienen angefallen und entging ihnen nur durch die Schnelligkeit Frischlins; im Varen zu Stuttgart sah ein Mann harmlos beim Bart und will ihn erstechen, was ungeschicklich geschehen wäre, wenn nicht andere dazwischen getreten wären. Er hatte den Fremden für Frischlin angesehen. Um sich unkenntlich zu machen, mußte er auf Reisen streckenweise seinen langen Bart in den Mund nehmen, und selbst wenn er nur in seinen Garten ging, trug er zwei Büchsen unter dem Mantel. „Ich will mich mit Gottes Hilf an den Scharhanssen, den ehr- und treulosen Schelmen, die mir nach meinem Leib und Leben trachten, rächen und sollte es mir den Hals kosten,“ sagte er zu seinen Schülern. Leider hat es ihm in der Tat den Hals gekostet. Sein Streit mit dem Adel wurde immer verwickelter, neue Streitigkeiten mit dem pedantischen Professor Crusius kamen hinzu, der mutige, geistvolle Poet und Refor- allerlei Verfähten und Drangsalen wurde er auf der alten schwäbischen Bergseite Hohen-Urach gefangen gesetzt. Ungefähr ein halbes Jahr lang er den Verlust seiner Freiheit ertragen, dann übermannte ihn der Drang nach Freiheit. Er unternahm einen Fluchtversuch und ließ sich an zusammengeknüpften Bettüchern aus seinem Kerker herab; aber diese rissen und zerstückelten stürzte der erst 43jährige herab. Das geschah Ende November 1590. Wir werden später das Leben und Wirken dieser hochinteressanten Persönlichkeit näher schildern. St.

Der Ehrman. (S. 357.) „Ein Alter, wenn er tanzt, ist wohl ein Greis an Haaren, doch jung an Geist und Herzen“ singt Anakreon, der Lebensfrohe Greis, der im Dezember seines Lebens noch vollen Maitron, so wenig wie die Alte mit der gewaltigen Pelmütze; aber der ständige Tag läßt auch ihnen die längst entschwundene Jugend wieder jener seligen Zeit, wo sie den Kelch der Liebe in vollen Jügen geschürft haben. Und diese holde Erinnerung beflügelt ihren des Tanzes

längst entwöhnten Fuß, und fröhlich folgen sie der Aufforderung des jungen, neuvermählten Paares, ihrer Kinder, und schiden sich an, der schönen Volkssitte gemäß, den Ehrentanz mit ihnen zu tanzen. — Die Jugend mit dem Alter im fröhlichen Hochzeitsreigen, es ist ein köstliches Motiv für den Pinsel eines Malers wie Hugo Kauffmann, der es so recht versteht, humoristische und zugleich gemütsinnige Szenen aus dem Volksleben in trefflicher Individualisierung zu schildern. Die Werke des im besten Mannesalter stehenden Münchener Künstlers sind bereits durch Vielfältigkeit mittels Lichtdruck in weite Kreise gedrungen, und Carl Stieler hat dieselben mit hübschen Versen in oberbairischer Mundart begleitet. Wir können unser Bild mit keinem besseren Text begleiten als mit dem Gedichte Stielers:

Was waar' denn jetzt dös,
Dös Gedrud in der Stuben?
Geh't's hint'ri, ös Dirndle,
Geh't's hint'ri, ös Vuben!

„Jetzt kimmt ja der Ehrman,
Den müß'ma ja seh'n.“
So geh't's nur grad hintri,
Ges sehgt's ihn deswegen*).

„Ah, der Ehrvater, ah!“
Und der tanzt und der schnauft
Bier a Braunbär, der grad
A jung's Lampl abrauft.

Und der Hochzeiter ziehgt
Halt die Ehrmutter hin,
Wie der Fuchs die alt' Henna,
Daß s'flutschert**) vor ihm.

Ja, mein Gott, an Ehrman,
Den muah ma scho ham,
P'lest kommen die Nichtigen
Do' wieder z'amm.

St.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie, Technik und Landwirtschaft.

Funkenchronograph. Eins der feinsten Instrumente auf der elektrischen Ausstellung in Wien war der Funkenchronograph. Dieses sauber gearbeitete kleine Instrument besteht aus einem Uhrwerk, von welchem es möglich ist, den einmillionsten Teil einer Sekunde abzulesen. Sobald das Uhrwerk in Tätigkeit gesetzt wird, beginnt es eine kleine Trommel mit einer Geschwindigkeit von 6000 Umdrehungen in der Minute herumschleudern; es kommen demnach auf die Sekunde hundert Umdrehungen, und diese werden durch ein jemaliges Glockenzeichen angegeben. Nach diesem Uhrwerk wird nun der Strom geleitet, welcher mit dem zu messenden Instrument in Verbindung steht, und der z. B. beim Messen der Geschwindigkeit einer Gewehrfluge beim jedesmaligen Berühren eines Leitungsdrabtes einen Funken auf die Trommel wirft, der sich durch einen gelben Fleck auf dem Stahl oder durch einen blanken Punkt, wenn die Trommel berührt ist, anzeigt. Mit der Trommel steht nun außerdem ein hundertteiliges Zifferblatt in Verbindung, das beim Messen eine ganze Umdrehung macht, wenn die Trommel eine Hundertstelwendung vollbracht hat. Der ganze Trommelumfang zeigt also eine Hundertstelsekunde an, die einmalige Umdrehung des Zifferblattes somit eine Zehntausendstelsekunde, und eine Hundertstelwendung des Zifferblattes wiederum davon den hundertsten Teil, also eine Millionstelsekunde, ein Maß, mit dem sich erklärlicherweise die ungeheuersten Geschwindigkeitsphasen messen lassen. K. S. 3.

Oberbairisches Petroleum. Das Vorkommen von Petroleum in den oberbairischen Alpen, namentlich bei Tegernsee, ist seit langem bekannt; über die Ergiebigkeit dieser Petroleumquellen fehlen zwar noch sichere Ermittlungen, die Beschaffenheit des Oels im Vergleich zu dem von Delheim bei Hannover darf indessen günstig genannt werden. Während nämlich in Delheim ein verhältnismäßig schweres Del angezapft wird, ergibt sich bei Tegernsee schon in geringer Tiefe leichteres Del mit reichlichem Brennstoff (bis zirkel vierzig Prozent) und ansehnlichem Paraffingehalt, wodurch es dem nordamerikanischen Kohöl ziemlich gleichwertig erscheint. Das Petroleum von Tegernsee soll sich bedeutend leichter destillieren lassen als das norddeutsche; weitere Aufschlüsse können daher nur wünschenswert erscheinen.

Für unsere Hausfrauen.

Ueber die Konservierung des Fleisches.

II.

A. Konservierung des Fleisches durch Trocknen.

Diese Methode der Konservierung ist alt, wurde schon in der vorchristlichen Zeit in Egypten und anderwärts geübt. Heutzutage kommt sie am meisten bei der Konservierung der Fische zur Anwendung. Außerhalb Europas werden höchst bedeutende Mengen von Fischen so zur Ernährung der Menschen dienlich gemacht. Innerhalb der Grenzen Europas wird das Trocknen der Fische weniger stark betrieben, am meisten noch bei der Herstellung des Stockfisch aus dem Kabeljau, des Stockfisch-Leng (getrockneter Leng) aus dem frischen Leng. In Südamerika werden große Mengen von Rindfleisch durch Trocknen konserviert. Man bringt die fertige Waare unter dem Namen „Charqui“ in

*) Ihr seht ihn ja dennoch gut. **) hatten, mit den Flügeln schlagen.

den Handel. Man tötet die Tiere durch Verblutung, schneidet das Fleisch von den Knochen und zerlegt es in schmale lange Stücke; diese werden übereinander geschichtet, durch Lagen von Kochsalz von einander getrennt. Nach 12 Stunden werden die Stücke umgewendet und aufs neue mit Salz behandelt. Am nächsten Tage werden sie der Luft und Sonne exponirt, die nach 2-3 Tagen eine vollständige Austrocknung zustande bringen. Man unterscheidet nach der Qualität verschiedene Arten dieses Charqui: am besten, weil am meisten von Sehnen befreit, ist der „Lato“, demnächst folgt „Maanta“; das schlechteste, an Sehnen reichste Fleisch heißt „Tasajo“. Nur mageres Fleisch kann in der angegebenen Weise konservirt werden. Man benutzt die Waare bei der Beköstigung der Arbeiter in den Anden. Den Nahrungswert hat man in England und Frankreich günstig beurteilt. Das Fleisch ist aber nach der Zubereitung in der Küche unschmackhaft, zähe und schwer verdaulich. Auch in Großbritannien hat man den Versuch gemacht, das Fleisch der Rinder durch Trocknen zu konserviren. Arthur Hill Haffall erhielt auf folgendes Verfahren ein Patent. Das Fleisch wird von Fett und Sehnen getrennt und, in ähnlicher Weise wie bei dem Würstchenmachen, zu einem zarten Brei verkleinert. Diesen Brei bringt man in dünnen Schichten auf Tafeln von verzinnem Eisenblech in eine vorgeordnete Trockenstube und läßt denselben von einem warmen Luftstrom nicht unter 62,5 und nicht über 75 Grad Celsius bestreichen. Dieses Trocknen setzt man so lange fort, bis die Masse sich leicht reiben oder bröckeln läßt, worauf sie zwischen Mühlsteine gebracht, gemahlen und schließlich als Pulver in mit Zinnfolie gefüllte Blechbüchsen gefüllt und eingepreßt wird. Dieses Fleischmehl, in Wasser gelocht, quillt stark auf und gibt eine sehr gute Fleischsuppe. Etwas ähnlich ist die Methode von Berdiel. Hier wird das Fleisch in fingerdicke Streifen geschnitten, solche in einer Kammer aufgehängt und einem Wasserdampfe von 4 Atmosphären Spannung etwa 1/4 Stunde lang ausgelegt, so daß das Fleisch wie gedämpft erscheint. Nach dem Dämpfen wird es dann ebenfalls durch warme Luft getrocknet und in Blechbüchsen mit etwas Salz eingepreßt. — Soubeiran empfahl 1871 eine Methode der Fleischkonservirung, bei der das Fleisch bei 50-55 Grad Celsius getrocknet und dann gepulvert wird. Wenn das Trocknen des Fleisches vorzüglich geschieht, so verliert es dabei nur Wasser und einige wenige flüchtige Stoffe. Den Verlust dieser Stoffe hat man nicht zu beklagen; denn das Wasser kann man alsbald wieder ergänzen, man braucht nur das getrocknete Fleisch zu kochen, wie es auch bei dem Haffallschen Präparat in der Regel geschieht. Wird das Trocknen des Fleisches so betrieben, daß dabei keine Fäulnis eintreten kann, also in zweckmäßig eingerichteten Trockenstuben, so bekommt das Fleisch keinen unangenehmen Geschmack und sein Genuß bekommt auch gut. Gleichwohl ist der Gebrauch des getrockneten Fleisches für Menschen nicht sehr zu empfehlen. Durch das Trocknen wird das Fleisch so verdichtet, daß es sich später bei der Behandlung in der Küche nur schwer wieder auflodern läßt. Es bedarf, wie beim Stodfisch, mehrtägiger Behandlung mit Wasser, bevor das Fleisch wieder eine annehmbare Beschaffenheit erlangt.

Einfache Prüfung des Mehls. Um die mehr oder minder große Güte verschiedener Mehlsorten kennen zu lernen, ohne erst Probegebäck machen zu müssen, kann man in folgender Weise verfahren, wodurch man mit unumstößlicher Gewißheit die relativen Werte der einzelnen Sorten beurteilen kann. Angenommen, man hat aus verschiedenen Bezugsquellen die besten, mit 0 und 00 bezeichneten Mehlsorten zu prüfen, so nehme man von jeder Sorte, genau gewogen, 1 Lot (16 2/3 g), schütte es in eine Porzellantasse, gieße auf jedes Lot 1/2 Lot (8 1/3 g) reines Wasser und vermenge das Mehl mit dem Wasser gut zu einem Teige. Darnach besüßt und bestreicht man die verschiedenen Teige. Der festeste Teig berechtigt zu dem Urtheil, daß hierzu das beste Mehl verwendet wurde, der weichste Teil deutet auf das schlechteste Mehl, weil die Güte des Mehles in der Hauptsache von dessen Ausgiebigkeit abhängt. Das Mehl, von welchem man einen festeren Teig bekommt, muß schon darum ausgiebiger und somit besser sein als jenes, von welchem man einen weicherer Teig bekommt, weil man zu irgend einer Gebäcksorte, zu welcher weicher Teig erforderlich ist, bei besserem Mehle mehr Flüssigkeit zu verwenden vermag, und somit mehr Teig und Gebäck erzielt, oder bei gleicher Flüssigkeit weniger Mehl benötigt, um diese Teig- und Gebäcksmasse quantitativ und qualitativ zu erzielen.

Sprechsaal für jedermann.

Auf den Artikel über Ausnützung von Brennstoffen durch Zimmeröfen in Nr. 9 Ihrer werthen Zeitschrift erlaube ich mir Ihnen Fol-

Inhalt: Unsere Zeit. Gedicht von Rudolf Lavant. — Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fortsetzung.) — Australien. — Unter dem Direktorium. Von Wilhelm Bloß. (Mit Illustration.) — Aus der Franzosenzeit. Erzählung von Franz Lehmann. (Schluß.) — Zum Kapitel des deutschen Studententums. Von einem bemoosten Haupte. — Das Innere der Erde. Eine Auseinandersetzung über den gegenwärtigen Stand einiger Fragen der Wissenschaft. Von Bruno Geiser. (Schluß.) — Im Konzert Bisse. Eine musikalische Wanderung. Von J. Stern. — Unsere Illustrationen: Der Stadtherr auf dem Lande. — Der Chrtanz. — Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie, Technik und Landwirtschaft: Funkenchronograph. — Oberbairisches Petroleum. — Für unsere Hausfrauen: Ueber die Konservirung des Fleisches. II. A. Konservirung des Fleisches durch Trocknen. — Einfache Prüfung des Mehls. — Sprechsaal für jedermann. — Doppelcharade. — Rösselsprung. — Redaktionskorrespondenz. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Polytechnischer Briefkasten. — Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft. — Milchwein oder Kump. — Humoristisches.

Mit diesem Hefte beginnt das III. Quartal des 9. Jahrganges der „Neuen Welt“. Die geehrten Postabonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen ungefäumt aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung des Blattes eintritt. Die Expedition der „Neuen Welt“.

gendes zu entgegnen: Mit den Angaben über allgemeine Ausnützung der Brennstoffe erkläre ich mich einverstanden, der Behauptung aber, dieselbe geschehe durch eiserne Öfen besser als durch Kachelöfen trete ich an der Hand von Beweisen entschieden entgegen. Zunächst, und das wird jedem Laien einleuchten, hat das Feuer, beziehentlich der Rauch, durch einen nur halbwegs gut gesetzten Kachelofen einen weiteren Weg zu machen als in einem eisernen, es ist also bei ersterem vom Schornsteinheizen weniger die Rede als bei letzterem. So auch nehmen die ausgefüllten Kacheln die Wärme besser auf und teilen sie der Zimmerluft allmählich und anhaltender mit als dies die Eisenteile tun, wovon auch nur der Feuerungsraum der Wärme ausgeht sein kann, daher, wie jeder Leser oder Leserin beobachtet haben wird, die angenehme Wärme bei einem Kachelofen gegenüber der stehenden, luftanströmenden eines eisernen. Ein Kachelofen heizt mit demselben Brennmaterial ein Zimmer besser als ein eiserner Ofen, ist reinlich und für die Kinder, die man allein lassen muß, nicht gefährlich. Sodann läßt sich im Kachelofen (praktisch eingerichtet) gut kochen und das Küchenfeuer ersparen. Luftdicht sind die Kachelöfen besser, als jeder andere, durch die sogenannten Ballentüren zu machen, bei letztern sind beide schließende Flächen zusammen geschliffen.

Bitte also nach dem Angeführten unsern alten guten Kachelofen nicht so ins Hintertreffen zu stellen. S. F., Töpfer, Dresden.

Doppelcharade.

Ohne die Erste, so klein,
Kein Mensch würde sein.
Kein Sperling flöge in Lüften daher,
Kein Walfisch schwämme im weiten Meer,
Kein Löwe brüllte in Afrika,
Selbst das winzigste Mäuslein wär' auch nicht da.
Die Zweite und Dritte in engem Verein
In der winzigen Ersten kochen sie drein:
Sind selbst auch das Ganze, so unscheinbar —
Den reichsten Lebensquell stellen sie dar.
Trenn' nun 's Ganze in Eile
In andre Teile:
Die Erste ein ernsthaft gewichtig Werk,
Doch kann es leiten der schwächliche Zwerg.
Die andern ein Fluß- und Seepirat,
Dem das Handwerk noch legte kein einziger Staat,
Hat lang nach dem Tod oft es fertig gebracht,
Daß er vielen Menschen gar warm gemacht.

Rösselsprung.

bern	lie	der	her	an	lang	in	glüht
magst	dein	grü	du	herz	ge	du	de
ge	steht	den	an	so	lie	und	kommt
lie	die	daß	und	lie	wo	warm	so
o	for	du	lieb	ein	trägt	de	best
stun	ben	klagt	de	lang	de	lang	ent
und	lieb	o	kommt	gen	nach	und	stun
kannst	de	schlägt	so	lie	die	ge	ist